Schloß Avon

von der Verfasserin

von „Emilia Wyndham“, „Ravenscliffe“ u. A.

Aus dem Englischen.

Zweiter Theil.

Berlin, 1853.

Verlag von Duncker und Humblot.

Erstes Kapitel.

Einige Tage später saß Esther wieder am Rande des Baches und beobachtete ihren kleinen Knaben, der mit seiner Eule spielte und ihr Aetzung beizubringen bemüht war, woran er seine große Freude hatte.

Esther's Blicke hafteten auf ihm, und sie versank in tiefes Nachdenken. Die düstere Schwermuth ihrer Haltung, die trübe Wolke, die ihre schönen Augen fast immer umschleierte, schienen sich noch mehr zu verfinstern, während die unglückliche Frau also zu sich selbst sprach:

„Du bist ein unwürdiges Geschöpf. Es besteht keine Gemeinschaft zwischen dir und diesem Engel des Lichts. Du bist ein finsterer, sündhafter Dämon — eine mörderische, blutdürstige Sünderin! — und er ist so schön und so fleckenlos wie eine weiße Rose, die eben aus ihrer Knospe hervorbricht. Du bist so finster wie die stürmische, sternenlose Winternacht, und er ist süßer als ein anbrechender Maimorgen! Und wie wagst du, Teufel, der du dich selbst als solchen erkennst — wie wagst du es, solchen Cherub dein zu nennen? — Wie kannst du es wagen? Blicke ihn an! Sieh seine zarten Schenkel und Füße! Er hat seine Strümpfe und Schuhe ausgezogen und watet im Bache umher, um die blauen Käfer zu fangen, die im Sonnenlicht glänzen.

Sieh seine kleinen Schenkel und Füße, seine Arme und Hände! Sind sie nicht so durchsichtig wie Blumenblätter? — oder als wären sie aus Wachs gemacht? — wie jene Wachsfiguren, die ich einst gesehen! — aber tausendmal schöner als Wachsfiguren, oder Blumen, ja Alles in der Welt! Und dann sieh auf deine eigenen braunen, verschrumpften, verwitterten, aufgetriebenen Hände und Arme! Ja, so bist du, und so ist er! Du bist durch und durch zerrissen von bösen und sündigen Leidenschaften. Das Herz in dir ist nichts besseres als eine ausglühende Kohle — ein Feuerbrand in einer dunklen Nacht — und er! er ist lauter Glanz! Ja, die alte Herne hat recht gesagt — daß in seinen Augen das Blau des Himmels sich abspiegelt und sein Haar wie goldne Sonnenstrahlen leuchtet! Und du wagst es, dieses Wesen — dies süße, schöne Wesen — in deine dürren, rauhen, knochigen Arme zu schließen und ihn an deine Brust zu drücken? — an dein schwarzes, schwarzes Herz? Und wer sagt, daß ich es nicht darf?" schrie sie plötzlich laut auf und unterbrach auf sonderbare Weise ihre eigene Träumerei, wie ihr dies zuweilen begegnete, „wer sagt, daß ich es nicht darf? Ich will aber, ich will ihn besitzen, ich will ihn lieben; ich will ihn behalten; ich will mich an ihn festklammern, ich will ihn an dies Herz pressen, so schlecht und schwarz es auch ist. Niemand soll ihn mir entreißen — nein, nein, niemals, niemals; nicht eher als bis ich todt bin — erst wenn Esther ein Leichnam ist; ja, dann, dann; nicht eher als dann; nein, nicht eher als dann. Mutter! Feenkönigin! Schöne Dame in Seide und Atlas! mit deinen sanften Küssen und deinen weißen Händen und deinem lieblichen Wesen! Ei, du kannst dir jetzt deine Augen ausweinen und du sollst ihn doch nicht haben — nein, du nicht. Wenn du ihn gebarst, ich rettete ihn! Wenn du auch den wilden Schmerz um seinetwillen erduldet hast, ich that mehr. Du brachtest ihn zur Welt; da war alle Angst vergessen, denn ein Knabe war geboren, und deine Qual war in Freude

verkehrt. Was aber that Esther? Was that sie um seinetwillen? Sie nahm eine Todesqual auf sich, die viel, viel größer ist, als die Qual der Geburtsschmerzen! Sie trägt für ihn die Qual des Verbrechens! die Qual der Sünde! Ja, sie kroch in der stillen Nacht in das Zelt der Alten, als sie im Schlafe lag! — Die alte Mutter! — Und sie packte, sie packte sie hart an. Zum ersten Mal beging Esther eine versteckte, eine elende That, aber sie that sie um seinetwillen! O gräßliche, gräßliche That, heimlich ein schlafendes Geschöpf zu morden und eine lebendige Seele in einen kalten Erdklumpen zu verwandeln! O, das Antlitz! das Antlitz! das schauerliche verzerrte Antlitz! Ja, sie that es — aber für ihn!

„Deine Qual, schöne Dame in Atlas und Seide, in deinem Bett von feinen Linnen und Daunen, mit den damastnen Vorhängen, deine Qual war bald vorüber, denn dein Bübchen lag in deinen Armen! Dein eigenes — dein eigenes! dein rechtmäßig eigenes — eigenes — eigenes! Aber Esther's Todesqual wird immer größer und größer, schlimmer und schlimmer; denn ist nicht überall dieses Antlitz, dies verzerrte, furchtbare, gräßliche Antlitz? Der Knabe mag in ihren Armen liegen — der lebende, schöne Knabe! aber ihr gehört er nicht, ihr gehört er nicht! Er ist nicht ihr rechtmäßig eigenes — eigenes — eigenes Kind! Nicht ihr Blut! nicht ihr Kind! Aber ach, wenn sie ihn an ihr armes Herz drückt — an dieses Herz, das sich selbst für ihn zu Asche ausgebrannt hat — so hat er doch von ihr kein Blut! er ist nicht Blut von dem ihrigen! Esther weiß, daß sie nur eine elende Diebin ist, daß sie ihr Kleinod gestohlen hat; aber sie will es nie von sich lassen! Komm her, Kind. Komm her, so naß du bist, so triefend von Wasser, komm und küsse Esther — einen guten, derben Kuß! Laß mich sie trocknen deine kleinen Glieder, die von krystallhellem Wasser triefen, laß mich sie trocknen an diesem brennenden, brennenden Herzen!

Komm zu mir, Charlie! Komm zu mir — komm zu Esther! Komm heraus aus dem Wasser! Hörst Du? Komm zu mir!"

„Mütterchen! Mütterchen! was willst Du denn?" und dabei kroch er auf ihren Ruf an's Ufer, seine Glieder blinkend vom herabströmenden Wasser, daß er aussah, wie eine mit Thau übergossene aufbrechende Rosenknospe, „da bin ich; was willst Du denn?"

„Ich verlange nach Dir! Du mußt zu mir kommen, Charlie!" und sie preßte ihn in ihre Arme und zog ihn an ihren Busen. „Du sollst zu mir Mütterchen sagen. Ich bin Dein Mütterchen, bin ich es nicht?"

„Freilich bist Du mein Mütterchen — bist mein Mütterchen."

„Und Charlie liebt sein Mütterchen?"

„Gewiß, das thue ich;" und dabei gab er ihr viele, viele liebevolle, scherzende, kindliche Küsse. „Thue ich das nicht? Ich liebe mein Mütterchen so sehr, — mehr als das — mehr als das — und das — viel mehr und mehr als Alles in der Welt!"

„Du wirst von Deinem Mütterchen fortlaufen. Sie werden Dir sagen, Du sollst von Deinem Mütterchen fortlaufen, und Du wirst es thun."

„Nein, ich werde nicht. Ich will Dich nie, niemals verlassen, es mag mich fortlaufen heißen, wer will. Wer aber wird es mich heißen?"

„Vielleicht Frau Herne oder Kaspar. Die Jungen — die Burschen."

„Nein, das werden sie nicht; und wenn sie es auch thäten, so gehe ich doch nicht. Was sie auch sagen, ich will doch nicht fort. Nein, Mütterchen, ich will bei Dir bleiben."

„Aber denke Dir — denke Dir, Charlie, Jemand käm' und sagte Dir, sie wollten Dich in's Feenland zurückbringen, zu der schönen weißen Feenkönigin; dann wirst Du gewiß Deine arme, wunderliche, schwarze Mutter verlassen?"

„Nein, ich würde doch nicht — ich würde doch nicht!" und sein Herz wurde weich, er begann zu schluchzen. „Was red'st Du denn da Alles, Mütterchen; mein armes, schwarzes Mütterchen! Freilich bist Du schwarz und arm und manchmal wunderlich; aber Mütterchen! Mütterchen! Zehnmal lieber will ich sterben, als daß sie mich von Dir fortbringen sollen."

„Was! Du willst nicht zu der weißen Lady?"

„Warum quälst Du mich so mit der weißen Lady?" schrie ärgerlich das Kind. Ich liebe Dich."

Ueber solche Aeußerungen schlug Esther's Herz hoch auf vor unaussprechlicher Freude; all' ihre eifersüchtigen Besorgnisse, all' ihre bitteren Zweifel verschwanden wie ein Traum, sie hätte laut in alle Welt hinein rufen mögen:

„Er ist mein! er ist mein! Er gehört ihr nicht. Blut ist nicht Blut; es hat nicht mehr Macht als Wasser! Er macht sich nichts aus ihr; er liebt mich!"

Und ihr Entschluß, ihn niemals zurückzugeben, stand fester denn je. Solche Augenblicke der Freude waren jedoch nur wie schnell verschwindende Lichtstreifen an einem wolkenbedeckten, stürmischen Himmel. Sah sie das Kind mit den Blumen und den Wellen spielen, sah sie es gleichsam wiedergegeben dem Element der Reinheit und Schönheit, dem es eigentlich angehörte, dann erwachten die alten Gefühle mit erneuter Stärke, und heftige Gewissensbisse folgten; und wenn sie ihn unter den Zigeunerkindern seines Alters erblickte, die schon so verderbt, so bösartig, so grausam waren, dann malte ihr, vielleicht mit zu großer Uebertreibung, ihr ausgezeichneter, natürlicher Verstand alle die traurigen Möglichkeiten vor, denen sie ihn hier inmitten der Sünde und der Beflechung ausgesetzt sah.

Mit qualvoller Schärfe trat ihr dann das Verbrechen vor die Augen, welches sie stündlich beging, indem sie das Kind seinen Eltern vorenthielt, und das grausame Unrecht, das sie dem Liebling ihres Herzens durch die Erniedrigung

zufügte, zu der sie ihn herabgezogen hatte. Ihre Qualen waren schrecklich, aber leider wirkungslos. Sie lehnte sich stolz gegen ihre eigene Ueberzeugung auf, und jeder Kampf mit ihrem Gewissen, gegen die Stimme der Rechtlichkeit in ihrem Innern, endete nur mit dem immer verzweifelteren Entschluß, ihn Jedem zum Trotz zu behalten. Die moralische Gefahr, der sie ihn dadurch aussetzte, war wirklich bejammernswürdig.

Ob die Verbrüderung, unter der sie lebte, wirklich aus echten Zigeunern bestand, wage ich nicht zu behaupten, weil ich zu wenig mit den Sitten dieser wandernden Stämme bekannt bin; sicherlich konnte es aber keine verderbteren und roheren Landstreicher geben, als sie es waren. Sie führten mitten unter der civilisirten Gesellschaft ein Leben wie die alten barbarischen und unerleuchteten Heiden, ohne selbst die rohen Tugenden zu besitzen, die gewöhnlich bei jenen wild aufwachsenden Geschöpfen der Natur vorkommen. Sie besaßen weder eine erhöhte Einbildungskraft, noch natürliches Ehrgefühl, noch starke und edle Empfindungen. Sie waren größtentheils nur entmenschte Diebe, die gierig sich auf Gewinn unter jeder Gestalt warfen, die ihren Sinn nur auf die gröbste Befriedigung ihrer Gelüste, besonders auf Essen und Trinken richteten und all' den kleinen Lastern gemeiner Spieler fröhnten: dem Zank, der Habgier, dem Diebsgelüst, dem Neid und der Bosheit.

Diese schlimmen Charakterzüge traten mehr oder weniger bei Allen hervor, doch konnte man bei einigen Einzelnen, die durch Zufall oder von der Natur mehr begünstigt waren, auch leise Andeutungen von höheren und besseren Regungen erkennen. Diese Ausnahmen waren indeß nur selten, auch war es immer nur ein geringerer Grad von Verderbniß. Und der Einwirkung dieser Beispiele der gemeinsten Verdorbenheit setzte Esther das geliebte Kind aus! Und mit vollem Bewußtsein, denn ihr angeborner höherer Sinn zeigte ihr, welches traurige Unrecht sie begehe, nicht blos dadurch,

daß sie das Kind seinen Eltern vorenthalte, sondern weil sie es täglich und stündlich dem Verderben aussetze, wenn sie auch bemüht war, so viel als möglich der bösen Einwirkung vorzubeugen.

Schwere, entsetzliche Prüfung!

Kann er, kann irgend Jemand unbeschädigt aus solch' einem feurigen Ofen hervorgehen?

Es kann geschehen, o ja, und noch mehr, es ist dergleichen schon geschehen.

Aber, wird er es können?

Wenn gute, edle natürliche Anlagen, wenn ein Begriffsvermögen, das für ein so junges Alter durch Klarheit und Tiefe sich merkwürdig auszeichnete, wenn eine Art angeborenen Gerechtigkeitsinnes, ein zartfühlendes, liebevolles Herz und ein Charakter, der nach allem Guten förmlich hungrig ist, wenn solche herrliche Gaben der Natur, auch ohne unterstützende Leitung, die üblen Eindrücke der Umgebungen zu bewältigen vermögen, dann kann der Knabe gerettet werden. Es kann wohl darüber kein Zweifel obwalten, daß moralische Anlagen, eben so wie die Gaben des Geistes und die Talente, keinesweges in gleichem Grade allen Menschen bei ihrem wunderbaren Eintritt in die Welt zugemessen sind. Weder Erfahrung noch Offenbarung berechtigt uns zu der Annahme, daß Alle gleich ausgestattet seien; Alles, was die ewige Gerechtigkeit vom Menschen verlangt, ist, daß er Rechenschaft ablege über das Pfund, das ihm zugetheilt worden.

Der Knabe war wunderbar begabt in dieser Beziehung. Vielleicht lag es in seiner Herkunft, denn sein Vater war einer der vortrefflichsten Männer, oder vielleicht sind diese Gaben der Natur die unbegreiflichen Ausnahmen einer höhern Weltordnung und werden nicht nach den gewöhnlichen regel-

mäßigen Naturgesetzen vertheilt. Doch wer möchte dies ergründen, so anziehend die Betrachtung ist.

Das Kind war geselliger und heiterer Natur, obschon sein Zartgefühl für ihn eine Quelle von Leiden wurde, sowohl in Bezug auf seine eigene Person, wie aus Mitgefühl für Alles rings um ihn her, von welchen seine Gefährten keine Ahnung hatten. Trotz dieses weichen Sinnes aber war er hohen Muthes und munteren, fröhlichen Herzens; er mischte sich gern unter die Knaben und nahm Theil an ihren Spielen, besonders gern an solchen, die körperliche Kraft und Gelenkigkeit erforderten.

An Stärke übertraf ihn mancher seiner Altersgenossen, an Behendigkeit aber und Lebhaftigkeit kam ihm keiner gleich. Seine Stärke zu üben, hatte er nicht viel Gelegenheit. Es gab wenig Schlägereien unter diesen wilden Burschen, weniger vielleicht als in unseren öffentlichen Schulen; ihr beherzter Muth und Unternehmungsgeist konnte, bei einem so rohen und halbwilden Leben wie sie es führten, sich hinlänglich Luft machen. Ueberdies übte auch das herrliche, schöngelockte Kind, mit seiner hellen süßen Stimme, mit seiner lieblichen Heiterkeit, seiner Güte und Freundlichkeit, und durch die Feinheit, die sein ganzes Wesen und Thun wie eine Art Glorie umfloß, den größten Einfluß auf die Phantasie aller seiner Genossen aus. Alle diese rauhen, doch nicht ganz stumpfsinnigen oder verthierten Geschöpfe liebten und vergötterten ihn, und ihre Liebe streifte sogar an Anbetung. Nie erhob sich eine Hand gegen Charlie, und wäre es nöthig gewesen, so hätten sich, um mich eines hyperbolischen Ausdrucks zu bedienen, gewiß gleich zehntausend Schwerdter zu seiner Vertheidigung erhoben. In gewöhnlicher Prosa zu sprechen, es würden auf der Stelle dreißig bis vierzig derbe, braune Fäuste selbst jeden Blick bestraft haben, der ihm nur mit einer Beleidigung zu drohen gewagt hätte.

Er lebte unter ihnen, aber er gehörte doch nicht zu ihnen. Glänzend Gold, das in den Staub gefallen, aber noch nicht

davon befleckt ist. Es war als könne auf Charlie das Böse gar keinen Einfluß ausüben, es glitt an ihm ab, wie der Regentropfen vom Blatt der Lilie herniederträufelt, ohne eine Spur darauf zurückzulassen. Die merkwürdigste Erscheinung aber in diesem erst werdenden moralischen Leben war eine unbeugsame Wahrheitsliebe, eine strenge Ehrfurcht vor dem Eigenthum Anderer und eine solche Kraft sittlicher Ueberredung, daß er oft wie ein Prophet unter dem ihn umringenden wilden Haufen dastand.

Charlie plätscherte im Bach umher, scherzte und tändelte mit Esther, und fütterte und liebkoste ab und zu seine schnurrige Spielgefährtin und Freundin. Da ertönte von dem Thal herauf lautes Freudengeschrei, Halloh's, Jauchzen und Gelächter. Der Knabe spitzte die Ohren, lauschte, warf schnell die Binsen und Blumen fort, mit welchen er gespielt hatte, sprang auf, umarmte so stürmisch und eilig sein Mütterchen, daß er sie fast umriß, drückte einen ungestümen Kuß auf ihre Wange, — was er jedesmal that, wenn er heimkehrte oder wenn er sie verließ — und rannte den Pfad hinunter, der zum Lager der Zigeuner führte. Auf einem kleinen, mit Gras bewachsenen Platze, der zwischen dem sich schlängelnden Bache und den Bergen lag, hatte sich ein Haufen von Zigeunerbuben versammelt.

Es war eine ziemlich rauh aussehende Gruppe, sie trugen schmutzige und zerlumpte Kleider von jedem nur möglichen Zuschnitt und waren meist barfüßig bis zu den Schenkeln hinauf, ohne Kopfbedeckung und mit entblößten Armen; einige hatten alte zerknitterte Hüte, andere wieder ganz verwitterte, verblichene Mützen auf, aber die ganze Schaar bot in ihrem rohen Anzug einen recht malerischen Anblick dar. Alle waren wohlgebaut, von geschmeidigem, schlankem und kräftigem Wuchs; viele hatten schöne braune Gesichter, große,

dunkle, blitzende Augen und eine Fülle rabenschwarzen Haares, das in verwirrten Flechten über ihre lebhaften Züge herabfiel. Es lag etwas in ihrem Aeußern, das zugleich gefiel und mißfiel, Geist und Leben, aber auch ein Ausdruck von Verschlagenheit und Schlauheit, besonders in der Art wie sie die Augen aufschlugen, und in einem gewissen Mienenspiel des Gesichts, das ganz besonders unangenehm war und gegen die Freiheit ihrer Bewegungen und Geberden ziemlich abstach. Man fühlte sich getäuscht, denn man erwartete, daß diese kräftige Entwicklung und Bewegung der Glieder auch von einem offnen und edlen Sinn durchgeistigt sein müsse; das aber war nicht der Fall. Sie sahen aus als sei Lügen und Betrügen ihre einzige Beschäftigung, als müßten sie dabei aber stets auf der Hut sein, daß man sie ihrerseits nicht gleichfalls betrüge.

Im gegenwärtigen Augenblick jedoch war die Knaben-Natur, wenn man sich so ausdrücken darf, vorzugsweise in ihnen angeregt, und die Zigeuner-Natur trat dagegen zurück, — die ganze Gruppe war im höchsten Freudentaumel und in einem Spiel begriffen, das ihre äußerste Theilnahme erregte. Sie schrieen Halloh, sie jauchzten und lachten; und das Bellen ihrer Hunde, so wie die lauten Zurufe, womit sie dieselben hetzten, zeigten, daß sie mit dem Spiel beschäftigt waren, welches Knaben und Männer ergötzt, mit der Jagd, oder mit dem Vergnügen an der Zerstörung thierischen Lebens.

Unser kleiner Charlie war wie besessen in das Thal hinunter gelaufen, kam jetzt mit keuchender Brust herbei, die goldnen Haare um das in der Fülle der Gesundheit rosenroth glühende Antlitz flatternd, bahnte sich mit seinen Ellenbogen einen Weg in das Gedränge hinein und fragte nicht erst lange, sondern war nur bemüht, selbst zu sehen und zu hören.

An der einen Seite des kleinen Wiesenabhangs lagen Felsstücke und Steine verworren durch einander, dazwischen standen verkrüppelte Knorren von Buschwerk und Brombeergesträuch.

Davor befand sich ein gedrängter Knäuel von Buben und Hunden, — Köter und Bastarde aller Art, auch ein paar Dachshunde von echter Race; wie diese letzteren dort hingekommen, ist leicht zu errathen. Alle, Knaben und Hunde, waren auf das eifrigste beschäftigt, einen jungen Fuchs zu hetzen, den ein Bursche, der oben auf den Steinen stand, an einem Strick befestigt hielt, welcher von hinreichender Länge war, daß das arme Thier umherlaufen, sich in den Büschen verstecken und wieder daraus hervorschlüpfen konnte.

Armer kleiner Fuchs! Er stand noch in der ersten Blüthe seines jungen Lebens — er war kein kleines Füchslein mehr, aber doch auch kein vollkommen ausgewachsener Fuchs; er hatte noch seinen allerliebsten Blick voll Schalkheit, Schlauheit, Hurtigkeit und Unbefangenheit — ingénuité, um mich des französischen Ausdrucks zu bedienen —, wodurch sein Gesicht in diesem Alter vielleicht das reizendste aller erschaffnen Thiere ist. Sein schöner langer Schwanz streifte auf dem Boden umher, wenn er so von einer Seite nach der anderen hin und her lief; ließ man ihm einen Augenblick Ruhe, so guckte er zwischen den Steinen, Brombeeren und dem gelben Ginster hervor, als suche er Hülfe, oder als hoffe er auf Gnade. Die gelben Ehrenpreisblüthen fielen auf seine kleine Nase herab, die blauen Glockenblumen und das blaßrothe Tausendgüldenkraut schaukelten ihre Blüthenkelche zwischen dem Gestein rings um ihn her, und die Sonne schien so freundlich und hell auf seine Todesnoth herab. Ihm gegenüber standen die wilden Bursche mit ihren grausamen, blutgierigen Hunden; alle strebten vorwärts mit lautem Gebell und Gekläff, um das niedliche, kluge Geschöpf in Stücke zu reißen.

Der volle Eindruck des Kontrastes wirkte sogleich auf des Knaben lebhafte und zarte Phantasie; er drängte sich durch den Kreis, lief vorwärts und rief:

„O thut's nicht! thut's nicht! Laßt ihn frei! laßt ihn frei!“

Aber die Jungen waren viel zu sehr in ihr Jagdvergnügen vertieft, um auf eine Zurechtweisung zu hören.

Ein lautes Gelächter erwiederte Charlie's Angstschrei, und ein: „Geh aus dem Wege! geh aus dem Wege, oder Du kriegst auch 'was ab!"

Jetzt sprangen ein halb Dutzend Hunde, durch die Stimmen ihrer Herren dazu angetrieben, wüthend auf den Bergabhang los. Der kleine Fuchs huschte fort und war hinweg, noch ehe sie hinkamen, aber nur auf kurze Frist, denn der Strick riß ihn sogleich wieder zurück. Der Bursche, der ihn an der Leine hatte, schrie laut auf vor wilder Lust, als das arme kleine Opfer wieder zurück mußte und die Hunde darauf losstürzten.

„O thut das nicht! thut's nicht! Laßt ihn fort! Bindet den Strick los! Laßt ihn laufen! O, sie werden ihn in Stücke reißen! Sie packen ihn schon! Vincent, Sterne, Roberts, laßt ihn laufen! laßt ihn laufen!" schrie der Knabe ganz in Verzweiflung, kletterte auf die Felsstücke, stürzte sich mit furchtlosem Muth mitten unter die wüthenden Hunde und bemühte sich vergebens, ihnen das Opfer zu entreißen.

„Was willst Du da oben? Bleibe zurück! zurück! bleibe zurück!" rief Einer hinter ihm. „Die Hunde werden über ihn herfallen! Sie werden ihn zerreißen! Sie werden ihn in Stücke reißen!"

Und von ein und demselben Gefühl angetrieben, klimmten alle Knaben am Felsen hinauf und ihren Hunden nach; sie waren entzückt von der Kühnheit des tapferen Kindes und beeilten sich, ihn aus der dringenden Gefahr zu erretten, in die er sich stürzte.

Es war einige Minuten lang eine Scene des wildesten Aufruhrs und der größten Verwirrung. In diesem Knäuel von Knaben und Hunden ließ sich nichts unterscheiden, so riß und schlug, pfiff und schrie und fluchte Alles durch einander.

Mitten in diesem Tumult öffnete sich der Knäuel ein

wenig, und man sah eine wilde, schöne Knabengestalt mit gesträubtem Haar und feuersprühenden Augen den Abhang hinunter fliegen, das gerettete Thier in den Armen.

Die Hunde verfolgten ihn wüthend — nach Blut lechzend. Die Zigeuner-Buben stürzten ihnen schreiend und fluchend nach, um die Hunde zurückzurufen und ihren Liebling zu retten.

Es gelang ihnen. Endlich legte sich der Sturm. Ein jeder der Hunde wurde durch die Stimme seines Herrn zur Vernunft und zum Gehorsam zurückgebracht; und das Getöse endete auf allen Seiten mit einem murrenden, mißvergnügten Schweigen.

Charlie saß auf einem Stein an der entgegengesetzten Seite des kleinen Grasplatzes; er holte tief Athem, hielt aber seinen Fuchs ganz fest und umklammerte die Schnauze seines Schützlings mit der Hand, denn das undankbare kleine Thier gab sich alle erdenkliche Mühe, seinen Wohlthäter zu beißen.

Die übrigen Burschen, ihre Hunde hinterher, gingen langsam, zögernd und verdrießlich über die kleine Wiese fort — böse darüber, daß ihnen ihre Jagd gestört worden, aber entzückt von dem Muth und der Kühnheit des Kindes; ärgerlich, daß er den Fuchs gerettet, doch getröstet, weil das Thier wenigstens gefangen blieb.

„Es ist aber doch toll, sage ich! Wozu stört er unsere Jagd? Was das für ein Junge ist! Die Hunde waren doch wüthend wie Löwen. Aber der Bube fürchtet sich vor nichts; freilich warum sollte er auch? Ihm schadet ja nichts, er ist ein Feenkind. Ach was, Feenkind oder nicht, unser Spiel mußte er uns nicht verderben, und ich gehe jetzt zu ihm und sage es ihm und hole mir meinen Fuchs wieder. Es ist nur gut, daß der bei all' den Geschichten nicht davongekommen ist."

Solche Bemerkungen wurden gemacht, während einige Burschen nach der Stelle schlenderten, wo Charlie saß; darauf trat der Eine an ihn heran und sagte:

„Charlie, mein schöner Bursche! wie kömmst Du dazu, unser Spiel so mir nichts dir nichts zu stören?"

„Weil ich dachte, daß es ein recht grausames, unnützes Spiel wäre. Was hat Euch der kleine Fuchs gethan? Und ein Dutzend Hunde auf Einen zu hetzen! das ist gemein und feig, sage ich, und ich nenne es auch ungerecht noch dazu."

„Das ist mir ein schöner Bursche! Gerechtigkeit für einen Fuchs! Wer hat so etwas je gehört? Was wirst Du nächstens wieder predigen, Herr Methodist? Neulich sollten wir nicht Hahnenschlag spielen; das ließ sich schon hören, weil Meister Schreihals nie Jemanden was zu Leide gethan hat, als sich selbst. Nun ist's aber ein Fuchs! Wahrhaftig, ich glaube, wenn ein brüllender Löwe über uns käme, wir dürften ihm auch nichts thun."

„Es ist aber kein brüllender Löwe; und wenn er es wäre, so müßte ihm auch Gerechtigkeit widerfahren," sagte Charlie und drückte den Fuchs fester an seine Brust, der nun aufgehört hatte, sich zu sträuben, und ganz still da saß, seine grellen Augen auf die Sprechenden geheftet, als ob er hören wollte, was sie für und wider ihn anführen würden. „Wenn er auch ein Löwe wäre, so käme ihm doch ein ehrliches Spiel zu!"

„Ehrliches Spiel! Du hast immer was mit Gerechtigkeit und ehrlichem Spiel, als wenn sich irgend Einer um ehrliches Spiel kümmerte."

„Ich bekümmere mich darum, und Ihr sollt Euch auch darum bekümmern, wir Alle sollen uns darum bekümmern!" rief Charlie mit Begeisterung aus. „Ihr seid Alle Zigeunerburschen, aber das thut nichts zur Sache. Ihr wißt recht gut, was ehrliches Spiel ist, und warum haltet Ihr also nicht darauf, bei Thieren und Menschen, bei Allen und Jeden, denn das nenne ich edel und ehrlich."

„Potz Wetter! Wo hast Du denn alle die prächtigen Worte her?"

„O! die Feen kommen und sagen sie ihm im Traum. Ist's

nicht so, Charlie? Wo hast Du Deine hohen Gedanken her, kleiner Bursche?"

„Komm, gieb mir den Fuchs wieder," forderte der Eine, dem das Thier gehörte, „und laß es für diesmal gut sein; ich will Dir vergeben, daß Du unser Spiel gestört hast. Kusch, Dachs," rief er seinem Hunde zu. „Ja, zwölf gegen Einen, das war auch wirklich eine schlechte, ungleiche Hetzerei, das soll nicht mehr sein, nie mehr."

Und damit trat er herzu, um seinem Fuchs wieder an sich zu nehmen, aber Charlie bog sich zurück und preßte ihn nur noch fester an sich.

„Er ist nicht Dein! Gieb ihn mir wieder — hörst Du?" sagte ärgerlich der Knabe.

„Nein, er ist nicht mein — ich weiß recht gut, daß er mir nicht gehört — aber Dir gehört er auch nicht, eigentlich wohl keinem von uns Beiden. Wo hast Du ihn denn her?"

„Das geht Dich nichts an, woher ich ihn habe. Du giebst ihn mir — Du sollst mir ihn wiedergeben, sage ich Dir. Hörst Du? Du kriegst sonst ein tüchtiges Kopfstück."

„Was willst Du mit ihm machen?"

„Was ich mit ihm machen will? Was mir beliebt."

„Und was beliebt Dir? Du willst ihn hetzen und quälen und grausam gegen ihn sein?"

„Hetzen, versteht sich. Wozu ist denn ein Fuchs sonst gut, als sich einen Spaß damit zu machen?"

„Dann bekömmst Du ihn sicher nicht wieder, wenn Du Spaß mit ihm treiben willst." Dabei wandte er sich rasch um und wollte den Fuchs in Freiheit setzen; doch fiel ihm ein, daß alsdann gleich alle Hunde ihm nachsetzen würden, deshalb hielt er ihn noch fest und sagte:

„Sieh' doch nur sein listiges, munteres Gesicht und seine Augen! Jetzt sieht er gerade aus, als wollte er lächeln. Laß ihn nicht zerreißen, Ben, füttere ihn auf. Wenn Du ihn mir schenken willst, so soll er mein Pflegekind sein. Es

schickt sich nicht für einen ehrlichen Mann, solch' ein kleines stummes Geschöpf zerreißen zu lassen."

„Das schickt sich nicht für einen Mann?" fragte Ben mißvergnügt, „he, was thun denn sonst die Männer? — hetzen sie nicht Dachse und Stiere und Bären und —"

„Schon gut, aber wenn sie auch das Alles thun mögen, so schickt es sich doch nicht für einen Mann, wie ich ihn mir denke,"

„Und wozu sind denn die Thiere anders da, als daß man Jagd auf sie machen soll?"

„Ich weiß nicht, wozu sie erschaffen sind; aber das weiß ich, wenn ich auch ein recht großer Bursche wäre, ich möchte doch nicht ein armes stummes Thier zu Tode jagen — nein, nein, nicht für die ganze Welt. Thu' es auch nicht, Ben, laß den armen Fuchs laufen, und —"

Der Leser wird dieses kindlichen Plaidoyers schon müde sein, welches ich auch nicht in seiner ganzen Wirkung wiederzugeben vermag. Indeß sprach Charlie diesesmal, wie es scheint, nicht mit seiner gewöhnlichen Beredtsamkeit, denn Ben war nicht zu überzeugen. Die anderen Knaben, die sich bei diesen moralischen Auseinandersetzungen gelangweilt hatten, waren Einer nach dem Andern mit ihren Hunden von selbst fortgeschlichen, um irgend eine andere Belustigung sich aufzusuchen; so waren denn die beiden Knaben allein, was sie eine Zeitlang, in ihr Gespräch vertieft, gar nicht gewahr wurden. Endlich bemerkte es Charlie, nahm den daraus für ihn entstehenden Vortheil wahr, blickte mit seinen glänzenden, blauen Augen triumphirend den großen, starken, dicken Ben an und sagte plötzlich, sein Zwiegespräch abbrechend:

„Jetzt versprichst Du mir, daß Du ihn nicht willst zerreißen lassen, oder —"

„Oder, was willst Du denn thun? denn ich verspreche Dir Nichts; aber thun will ich das: so wie ich ihn wieder-

bekomme, hetze ich gleich die Hunde auf ihn; Du sollst sehen, ob ich das nicht thue — und blos deshalb, weil Du mich so um ihn geplagt hast.“

„Das willst Du? — wirklich? Sage mir das noch einmal.“

„Das werde ich — das werde ich thun, ich will Dir einen Schwur darauf ablegen, wenn Du's wünschest.“

„Nun wohlan, so werde ich dies thun!“ rief der Kleine frohlockend aus, schlug seine Arme weit aus einander und ließ den Fuchs frei laufen, der auch sogleich wie der Blitz quer über das Gras fortsprang und in einem Augenblick zwischen den Felsen verschwand.

Der dicke Ben wurde bleich vor Aerger.

„Und nun werde ich auch etwas thun — nun —“ dabei ballte er seine gewichtige Faust mit einer Geberde, als wolle er den zarten Knaben mit einem Schlage zerschmettern.

„Nein, das thust Du doch nicht — nein, das thust Du doch nicht,“ wiederholte ruhig der Knabe, ohne zu zucken, ohne sich, um dem Schlage auszuweichen, auch nur etwas auf die andere Seite zu biegen, und sah den jungen Raufbold mit heiterem Blick und unverändertem Gesicht an. „Nein, Dick-Ben, Du wirst mir nicht wehe thun, weil ich mich des Unglücklichen angenommen habe.“

„Ich bin so wüthend, daß ich Dich gleich todtschlagen möchte,“ murmelte Dick-Ben, ließ aber die Hand sinken und wandte sich mürrisch ab.

„O, Du bist ein großer, dicker, kräftiger Bursche,“ rief Charlie aus, sprang hinter ihm her und umfaßte den jungen Herkules. „Du bist ein großer, dicker, kräftiger Bursche! — Du bist grimmig wie ein Löwe, also bist Du gewiß auch großmüthig wie ein Löwe! — so großmüthig gegen mich kleinen Buben, wie der Löwe gegen einen kleinen Hund, bist Du das nicht, mein dicker Ben? bist Du das nicht? Und nun wirst Du verdrießlich sein, weil so ein armes Thier mit heiler Haut davongelaufen ist.“

„Du hast so 'ne Art an Dir," meinte der Andere, kehrte um und strich mit seiner großen, rauhen Hand des kleinen Knaben Haupt und seine goldenen, seidenweichen Locken, „Du hast so 'ne Art und Weise! Großmüthig! Das ist so eines Deiner Worte. Glaubst Du denn, daß so ein Lümmel, wie Dick=Ben, auch großmüthig sein kann?"

„Ei freilich — warum sollte er nicht? — Warum sollte er nicht so ein edler, braver Bursche sein können, wie ich ihn wohl wünschte? — der einer Fliege nichts zu Leide thun, aber einem Löwen wohl zu Leibe gehen möchte. So sollte mein dicker Ben sich zeigen; so sollte er sein."

„Das verstehe ich nicht; vielleicht könnte er so werden, wenn er immer einen so lieben, kleinen Burschen zur Seite hätte wie Du, der das Gute aus ihm herauszöge, wenn wirklich was Gutes in ihm steckt. Ich fürchte aber, seine meisten kleinen Kameraden sind alle von derselben Sorte wie er; und wenn Du wieder bei Esther bist, so bin ich wieder so schlecht wie immer. Warum wohnt sie auch so allein und abgelegen? Na, aber es ist mir eigentlich nun doch lieb, daß der arme Fuchs nicht in Stücken zerrissen wurde."

Zweites Kapitel.

Die einfache, eben erzählte Begebenheit legte den Grund zu Manchem, was von großem Einfluß auf des Knaben späteres Leben wurde. Zuerst entsprang daraus eine enge Freundschaft zwischen dem dicken Ben und dem kleinen Charlie — eine Freundschaft, die Esther, trotz der brennenden Qualen ihrer Eifersucht, doch nicht ohne eine gewisse Genugthuung bemerkte.

Dick=Ben war der Milo, der Herkules, der starke Mann unter den Zigeunerbuben, und Esther, die nie ohne Furcht

für das Leben des zarten und ihr so theuren Kindes bei seinem Umgange mit jenen rauhen und wilden Naturen gewesen war, sah in dem Schutz, auf den er nun rechnen konnte, eine Gewährleistung für die Sicherheit ihres Lieblings.

Sie unterdrückte daher ihre neidischen Regungen und sah mit Geduld zu, wenn Charlie lebhaft und glücklich um den großen, derben Burschen umher scherzte, wie ein kleiner zarter Wachtelhund um einen großen Neufundländer, oder am Ufer des plätschernden Baches neben ihm plaudernd im Grase saß, seinen kleinen Arm fest auf den starken Arm seines Gefährten gelehnt, und seine klugen, blauen Augen auf das Antlitz seines halb mürrischen, halb gefälligen Freundes gerichtet. Der Kleine übte in Wahrheit dieselbe wunderbare Bezauberung, wie auf Esther, so auch auf Ben aus; und wie das Weib mit ihrer wilden Zuneigung in maßloser Heftigkeit sich an ihn anklammerte, so wirkten auch auf diesen derben Klumpen von Erdkloß — auf dieses große Geschöpf von Knaben — die Stimme, das Auge, das gewinnende Benehmen eines so ganz von ihm verschiedenen Wesens auf das mächtigste ein. In dem Herzen, das tief in der Brust dieses rohen, unförmlichen Kolosses versteckt war, regte sich ein Lebensfunke, erwachte zuerst nur ein leises Pochen des Gefühls, das aber allmälig stärker und stärker hervordrang; schwache Blitze zuckten durch die Finsterniß seines Geistes, warfen Lichter und Schatten und ließen Gestaltungen erkennen, die aber schnell wieder sich verdunkelten und verschwanden. Die Stimme, jene Stimme, die einst am Anfang das Chaos erweckte und aus den trägen Elementen Harmonie und Schönheit hervorrief, diese Stimme rief auch diese rohe Masse zum Leben wach. Diese wunderbare Stimme sprach jetzt zu ihm aus den Augen des guten, unschuldigen Kindes, aus seinen süßen, lieblichen Träumen und aus seinem ganzen freundlichen Wesen, und sie erweckte in der wilden, unbändigen Seele des Zigeuners eine wenn gleich noch schwache Erkenntniß, aber doch eine Erkenntniß ihm un-

bekannter, besserer Dinge — eine Erkenntniß des Guten und Schönen.

Die erste Handlung des kleinen Charlie nach der Befreiung des Fuchses war ein Beweis seiner hohen sittlichen Liebenswürdigkeit und zeigte seinen Gerechtigkeitssinn, seine Bewunderung für Alles, was Recht, eben so wie seine eigene großmüthige Selbstaufopferungslust. Ueberrascht von dem Benehmen des sonst so harten und oft grausamen Knaben, ging das Kind, als ihn Dick-Ben verlassen hatte, in tiefem Nachdenken in das Thal hinunter.

Seine Gedanken hatten eine andere Richtung genommen, und da der Fuchs nun nicht mehr sein Mitgefühl und seine Theilnahme erheischte, so wendete sich seine Aufmerksamkeit dem früheren Besitzer desselben zu. Er dachte an den Verlust, den Dick-Ben erlitten, und beurtheilte das Opfer des Anderen nach der Größe des Vergnügens, das er selbst im Besitze eines solchen Lieblings empfunden hätte.

Es stiegen Zweifel in ihm auf, ob es nicht besser und gerechter gewesen wäre, wenn er den kleinen, munteren Schelm an Dick-Ben zurückgegeben hätte, als daß er ihn hatte laufen lassen. Des Kindes Gewissen schwankte zwischen seiner Barmherzigkeit und der liebevollen Achtung, die er gegen seinen Gefährten zu fühlen anfing.

„Ich möchte wohl wissen, ob Ben wirklich sehr betrübt ist — eben so betrübt, wie ich sein würde, wenn man mir meine kleine Eule fortgenommen hätte — meine liebe, kleine Eule — er mag wohl so betrübt sein."

So überlegte und bedauerte er, und war unzufrieden mit sich selbst, weil er Dick-Ben seinen Verlust nicht ersetzen konnte. Plötzlich aber kam ihm ein Gedanke, und er stand still, wie vom Donner gerührt.

Ja, ja! das mußte die Sache gut machen — das mußte Dick-Ben entschädigen! Aber sollte er es thun? Und konnte er es? Konnte er sich davon trennen? — trennen von seiner drolligen, kleinen Eule, die er so sehr liebte und mit der er

so gern spielte? Von der Freundin und Gefährtin seiner Einsamkeit, von dem Gegenstande der reinsten Anbetung seines warmen, kindlichen Herzens? Konnte er es ertragen? Ja, ja! er wollte — er wollte es; und nun lief er so schnell als möglich nach Hause.

Die ersten Gedanken sind immer die besten, denn sie sind die großmüthigsten; die folgenden sind meistentheils nur die Eingebungen kluger Berechnung. Die ersten Gedanken kommen aus dem Herzen; die folgenden aus dem Kopfe. Er fürchtete sich selbst vor seinem eigenen Nachdenken und rannte in größter Eile fort.

Esther saß noch auf dem Stein, mit dem Rücken an den einsamen Baum gelehnt. Sie blickte das Thal hinunter nnd harrte ungeduldig seiner Rückkehr. Denn nie ließ sie ihn von sich, ohne für sein Leben zu bangen — eine unbestimmte Angst stieg jedesmal in ihr auf, über die sie sich keine Rechenschaft zu geben versuchte, indem sie sich diesem Gefühl, wie jeder anderen guten oder bösen Regung, ohne Widerstand überließ. Sie hatte niemals Ruhe, wenn er lange ausblieb, denn nur in seiner Gegenwart lebte sie; war er fort, so schwebte sie in beständiger Besorgniß, daß irgend ein Ereigniß sie von ihm trennen könnte.

Eine lange Zeit hatte sie so unruhig und erwartungsbange dort gesessen und wollte eben aufstehen und in das Thal hinuntergehen, um Charlie zu suchen, da sah sie ihn in größter Geschwindigkeit zu ihr heraufeilen. Sie öffnete, wie sie gewohnt war, schon die Arme, um ihn aufzufangen, er aber, statt an ihre Brust zu sinken, flog an ihr vorüber und nach der Stelle hin, wo er zur Aufbewahrung seiner kleinen Eule sich eine Art Käfig erbaut hatte.

„Warum gehst Du denn zuerst dahin? Ich dachte mir es wohl, wie es kommen würde,“ redete sie ihn erzürnt an, „jetzt kannst Du gar nicht mehr an Esther denken. Du hast nur noch Augen für Deine Eule. Ich wünschte von ganzem Herzen, sie wäre im Bach ertränkt worden. Ich habe

schon große Lust gehabt, ihr den Hals umzudrehen, und sollt' ich die nicht haben? Seit Du sie besitzest, bist Du immer freundlicher gegen sie, als gegen mich gewesen."

„Sieh, wie er mit ihr hätschelt!" sprach sie halblaut zu sich selbst. „Gab es wohl je schon ein solches Kind? Was sehe ich, er weint über sie! Was für ein liebevolles Herz er hat," fügte sie mit einem Seufzer hinzu; dann redete sie ihn lauter mit immer steigendem Aerger an: „Ein schöner Bursche bist Du mir, weinst vor Freude über das Wiedersehen des häßlichen Thieres, und für Esther hast Du keinen Laut! — nicht ein Wort für Esther, und doch warst Du so lange fort."

Des Kindes Herz war zu voll, als daß es auf Etwas hätte aufmerken können; er sah und hörte Nichts, als den Gegenstand, von dem seine ganze Seele erfüllt war; doch, als diese Vorwürfe zu ihm drangen, da wendete er sich mit thränenden Augen zu ihr hin und sagte:

„Aber, Mütterchen, ich bin ihr doch so gut."

„Das weiß ich — das kleine, närrische Thier! Schon gut, Kinder müssen — aber laß sie nur sitzen. Was willst Du denn mit ihr machen? Kannst Du nicht einmal kommen und Dein Abendbrod verzehren? Warum willst Du sie denn nicht in Ruhe lassen?"

„Ach Mütterchen, Mütterchen! Ach meine kleine Eule! meine liebe Eule!"

„Laß doch! was machst Du nur für ein Geschrei um Deine kleine Eule? Du hast sie ja alle Tage im ganzen Jahr, und gerade heute machst Du so viel Aufhebens von ihr?"

„Weil — weil ich mich gleich von ihr trennen will."

„Von ihr trennen! Was fehlt Dir, Kind? Von Deiner kleinen Eule! Unsinn! Nicht doch, nicht doch! Vielleicht deshalb, weil Du denkst, ich bin eifersüchtig auf sie und ich hasse sie — vielleicht bin ich das und vielleicht thue ich das. Ich bin einmal solch ein böses Weib, Charlie; Esther ist

auf Alles eifersüchtig. Laß Dich das nicht kümmern. Achte nicht auf sie! Du willst Dich von Deiner kleinen Eule trennen, die Du so liebst! Und blos der armen Esther zu Gefallen! Nein, das sollst Du nicht. Du bist mein süßer Liebling, daß Du so denkst. Aber denke daran nicht mehr. Dich von ihr trennen!" wiederholte sie mit gerührtem Herzen. „Nein, so etwas sollst Du nie meinetwegen thun!"

„Es geschieht auch nicht Deinetwegen, Mütterchen; ich würde sie Dir freilich zuerst geben, wenn Du sie leiden könntest; aber Du magst sie ja gar nicht; Dick-Ben soll sie bekommen."

„Dick-Ben! Und seit wann bist Du denn so gut Freund mit Dick-Ben? Das ist gar kein Spielgefährte für Dich, für mein Herzens-Juwel, denn er ist ein böser Bursche."

„O nein! er ist kein böser Bursche, sondern ein guter, großmüthiger Bursche. Höre nur, Mütterchen."

Und nun setzte er sich mit dem Vogel im Arm auf ihren Schooß und erzählte mit großer Lebhaftigkeit, mit blitzenden Augen und klopfendem Herzen die Geschichte von dem Fuchs.

„Und darum," so schloß er, „will ich ihm meine Eule geben. Sie ist mein einziges Besitzthum in dieser Welt, und ich will sie ihm geben."

Es leuchtete in Esthers Augen eine seltsam leidenschaftliche Bewunderung seiner sittlichen Größe auf — und so lange dies Gefühl andauerte, schien es ihr düsteres Wesen zu verklären.

„Und Du willst sie ihm wirklich geben?"

„Ja, das will ich — das will ich. Aber ich muß nun gehen, Mütterchen, halte mich nicht länger auf. Denn wenn ich sie ihm jetzt nicht gebe, später kann ich nicht mehr."

„So geh', geh'!" gestattete sie ihm.

Und das Kind ging fort, um seinen großmüthigen Vorsatz auszuführen.

„Dick-Ben," redete er den Helden an, der verdrießlich und mürrisch, wie wohl Helden in der Ruhe zu sein pflegen

auf einem kleinen Grashügel saß, gleichgültig die Halme ringsherum ausriß und augenscheinlich nicht gerade in angenehme Betrachtungen versenkt schien. Er war wirklich sehr mißvergnügt, denn er langweilte sich und war traurig, was für Menschen von seinem Schlage ein unleidlicher Zustand ist, der selten auf ihnen lastet, aber dann auch mit ganz besonderer Ungeduld von ihnen getragen wird.

„Dick=Ben! Was thust Du da, Dick=Ben?"

„Was ich thue! Was soll ich wohl thun, da ich nichts zu thun habe? Ich denke darüber nach, was für ein Narr ich doch war, daß ich Dir den Fuchs ließ, damit Du ihn laufen lassen konntest. Nun könnte ich doch spielen und mir eine Freude machen, wenn ich den kleinen Schlingel noch hätte. Ich will Dir was sagen," setzte er hinzu und sah dabei recht mürrisch aus, „ich habe Dich vorhin deswegen nicht durchgeprügelt; aber ich habe alle Lust —"

„Nicht weil ich mich fürchte, daß Du mich noch dafür ausprügeln wirst," sagte der kleine Charlie, „denn ich weiß gewiß, Du thust das nicht; sondern weil ich weiß — früher hatte ich ja auch keinen Spielgefährten — weil ich weiß, wie leid es Dir thun muß, daß Du den Deinigen verloren hast, deshalb bringe ich Dir meine Eule und hoffe, Du wirst so gefällig sein, sie zu nehmen und sie zu lieben, und wirst mit ihr so glücklich sein, als ich es immer war."

„Du wirst mir doch nicht gar Deine Eule geben wollen?" fragte Ben und riß seine großen, schwarzen Augen weit auf.

„Ja, das will ich ganz gewiß, und es geschieht recht gern! Sie wird Dir recht gut gefallen! Sie ist so drollig und niedlich; und vielleicht — vielleicht, Dick=Ben, wenn sie nun Dein ist, läßt Du mich manchmal zu Dir kommen und nach ihr sehen und sie füttern?"

„Du willst mir wahrhaftig die Eule da schenken!" wiederholte Ben, dem noch immer die Augen vor Verwunderung weit offen standen.

„Ja wohl; bitte, nimm sie doch! — nimm sie als Ersatz.

Hier, so mußt Du sie fassen. Thue ihr nicht wehe, Ben, mit Deinen großen Händen — dem armen, kleinen Ding!"

„Ich ihr wehe thun! Ich sie anrühren! Ich sie nehmen! Na, da müßte ich ja wohl gleich verdammt sein! Ich soll Dir Deine Eule nehmen!" schrie Ben, und seine breite Brust hob sich vor Rührung, und eine sonderbare Feuchtigkeit trat in seine Augen. „Ich sie nehmen! Meiner Treu, Du bist aber ein guter, kleiner Junge, daß Du mir Deinen einzigen Schatz bringst, das Ding, das Du am meisten in der Welt liebst, das biet'st Du mir an! Gewiß, darin liegt etwas, Charlie, ich weiß nicht was, aber mir scheint — hängen soll man mich, wenn ich je wieder leide, daß irgend ein Bube oder Mann Dir etwas zu Leide thut oder Dir widerspricht; nein, meiner Treu, das leidet Dick=Ben nimmermehr! Und nun, nimm Deinen niedlichen, drolligen Vogel wieder mit zurück und sei mir ein bischen gut, das ist Alles, was ich will!"

Auf diese einfache Weise wurde die Freundschaft zwischen den beiden anscheinend so ungleichartigen Wesen geschlossen.

Als Esther hörte, wie Dick=Ben das Anerbieten ihres kleinen Knaben aufgenommen hatte, war sie ganz entzückt über ihn; nichts schien ihr zu gut für ihn, sie behandelte ihn mit der größten Herzlichkeit und überließ ihm selbst Charlie ganze Stunden lang, so dankbar war sie, daß er ihres Kindes Gefühle geschont und ihn wieder glücklich gemacht hatte.

Diese Freundschaft war von fortdauerndem Einfluß. Unter Dick=Ben's Schutz hatte Charlie mehr Lust, und Esther gestattete es auch, daß er häufiger als früher das Lager der Zigeuner betrat und öfter mit den Zigeunerbuben spielte.

An die moralische Ansteckung, welcher er dadurch ausgesetzt war, dachte sie nur selten; sie war ganz zufrieden, daß

unter der Obhut seines beherzten Freundes seine persönliche Sicherheit keine Gefahr lief; sie selbst aber wurde immer düsterer und schwermüthiger, zog sich immer mehr in ihre Einsamkeit zurück und war gleichgültig gegen Alles. Das von ihr begangene Verbrechen lag wie eine schwere Last auf ihrem Gewissen; eine schreckliche Dunkelheit umnachtete ihre Seele, worin sie nur mit dunkler Ahnung umhertappte, denn von der Größe der Sünde, deren Erinnerung so schwer auf ihrem Herzen lastete, hatte sie kaum ein Bewußtsein. Sie war unfähig zur Reue, die für sie eine Wiederherstellung ihrer selbst, eine Wiedergeburt gewesen wäre, und so wurde sie von ihren Gewissensbissen nach und nach ganz aufgerieben, ohne daß dieselben eine wirkliche Veränderung oder Besserung hervorgebracht hätten. Mit jedem Tage versank sie mehr in sich, wurde immer schweigsamer, bis endlich selbst die Stimme ihres Lieblings alle Macht über sie verloren zu haben schien. Die lebhafte Theilnahme für das sittliche Gedeihen ihres Knaben, die sie früher stets gezeigt, schien in Gleichgültigkeit und Abspannung übergegangen zu sein. Sie zog es vor, sich in ihrer düsteren Schwermuth ganz in die Einsamkeit zu versenken und überließ ihn seinem Geschick. Und welch' einem verhängnißvollen Geschick! unter diesen rohen und lasterhaften Barbaren! Sie aber schien zufrieden, wenn er nur Abends wieder zu ihr heimkehrte und sie ihn dann gesund und munter erblickte.

Das war für ihn ein trauriger, schlimmer Wechsel. Von nun an umbrausten ihn die Fluthen der Sünde. Von allen Seiten umgaben ihn böse Gefährten und die Laster, zu welchen diese Form eines wilden Lebens verführt — es war nicht ein Leben, das in der wilden Freiheit der Natur geführt wird, sondern das jedem Verderbniß der civilisirten Gesellschaft ausgesetzt ist, ohne die Gegengifte, welche diese in sich trägt.

Was wird aus ihm werden? Ist eine Rettung möglich? Kann eine bevorzugte Natur, mit deren reichsten Gaben er

verschwenderisch ausgestattet ist, allein hinreichen, ihn vor dem Schwall von Verderben zu bewahren, das in jeder Gestalt und von allen Seiten ihn umgiebt?

Doch wir müssen ihn jetzt verlassen, um zu seiner Mutter und zu Hernana zurückzukehren.

Drittes Kapitel.

Wie schon gesagt, Hernana war ein reizendes Geschöpf. Das dachte ihr Vater, das dachte Lady Aylmer, das dachte Philipp Gorhambury.

Das Leben, das Herr Lovel, Lady Aylmer und Hernana führten, wurde auf dieselbe Weise fortgesetzt, die ich schon früher geschildert habe. Herr Lovel trug noch immer, trotz aller Vorstellungen seiner Tochter, eben so schäbige Hüte und Kleider, und wollte niemals, selbst nicht Lady Aylmer zu Gefallen, auch nur einen Schilling für seine Person ausgeben, wenn es sich nicht um die unerläßlich nöthigsten Gegenstände handelte. Und da er eine solche Verachtung gegen den äußeren Schein hegte, daß es wirklich ein Fehler genannt werden mußte — es war aber auch der einzige Fehler, den man an ihm entdecken konnte — so war meist die unerläßliche Nothwendigkeit schon längst allen Anderen einleuchtend gewesen, bevor er selbst davon überzeugt werden konnte.

Hernana und Lady Aylmer nahmen ihre Zuflucht zu zahllosen kleinen weiblichen Unterschleifen, um der Unordnung in seiner Toilette abzuhelfen. Zuweilen wurde ein alter Rock oder eine alte Weste ganz verstohlener Weise eingeschmuggelt, ein ander Mal verschwand der zerknitterte Hut, und es fand sich dafür ein neuer, sauberer Kastor an seiner Stelle vor. Kleid und Weste wurden gewöhnlich ohne Bemerkung angezogen, und so blieb der Wechsel wahrscheinlich ganz un-

beachtet. Der neue Hut hingegen führte sich nicht so leicht ein; er nahm ihn von seinem Ständer herunter, strich mit seinem Rockärmel darüber hin, drehte ihn ringsum, probirte ihn, kam sich ganz fremd und sonderbar darin vor, suchte überall nach seinem alten Liebling, mußte aber zuletzt, wenn sich derselbe gar nicht wiederfinden wollte, doch mit dem fremden ausgehen und machte dann ein so klägliches und verschämtes Gesicht dazu, daß Hernana sich des Lachens nicht erwehren konnte.

Die ganze Zeit dieses guten Mannes wurde von der unermüdlichen Ausübung seiner Berufspflichten in Anspruch genommen. Die Stadt M... war von bedeutendem Umfang, und lange Zeit war sie sowohl von ihren Geistlichen wie von ihrer Munizipalität gänzlich vernächlässigt worden. Herrn Gorhambury's Kirchspiel war sehr ausgedehnt und umfaßte einige der schlechtesten Bezirke der Stadt. Es hatte unter solchen Verhältnissen Verbrechen und Elend, Unwissenheit, Laster, Krankheit, Noth, schlechte Aufführung, Unverstand, Barbarei, Verfinsterung und Verderbniß im höchsten Grade um sich gegriffen. Es ist bis jetzt nur ein einziges wirksames Heilmittel gegen solche Uebelstände aufgefunden worden und kann auch nach meiner Ueberzeugung kein anderes als dieses eine aufgefunden werden; nämlich die kräftige Verkündigung des Evangeliums. Anderer Segen wird dann von selbst darauf folgen, dessen bin ich gewiß. Vergebens sind alle anderen Versuche, die Lage der Armen für die Dauer zu verbessern.

Alle Eure Vorlesungen und Reden, Eure geistige Bildung, Euer Schönheitssinn, selbst Eure dreimal gesegneten, ja immerdar zu preisenden Gesundheits-Verbesserungen werden vergebens aufgewendet sein, so lange der Mensch nichts Höheres ist als das Thier, das lebt und stirbt ohne Zurechnungsfähigkeit und ohne Zukunft. Seine Lage mag sein, welche sie wolle, mit dem Glauben an dies Beides wird er stets ein Mensch bleiben, ein edles, emporstrebendes,

geistiges Wesen, das über sich selbst erhoben wird durch seine Gemeinschaft mit dem Allweisen und Allgütigen. Mag er in einem Palaste oder in einem Gefängniß wohnen, mag er ein Königreich regieren oder eine Mühle drehen, so wird er ohne diesen Glauben nur ein armes, gebrechliches, gelähmtes und verstümmeltes Geschöpf sein, seines einzigen wahren Vorzugs — der Unendlichkeit — beraubt.

„Iß und trink, liebe Seele, denn morgen bist Du todt!"

Dann steht die Auster auf derselben Stufe, denn sie theilt diesen Grundsatz mit dem Ungläubigen.

Herr Lovel ging ohne Aufschub an seine große Aufgabe und verlebte seine Tage in den Wohnungen der verlornen, der elenden und der in Finsterniß versunkenen Geschöpfe. Wie waren ihrer so viele, Zahl auf Zahl, Heer auf Heer! Es war als ob ein einziger Mann alle Fliegen und Heuschrecken der ägyptischen Plagen vertilgen solle. Aber er arbeitete dessenungeachtet angestrengt und unermüdlich; denn er wollte nicht, daß einer dieser Kleinen verloren gehe. Unzählig waren die Seelen, die er gerettet; oder, wenn man den Ausdruck vielleicht zu anmaßend finden sollte, zahllos waren die Seelen, die er für ein besseres Leben, für eine höhere Bestimmung gewonnen hatte; zahllos waren die Sterbebetten der armen, kranken und elenden Dulder, die er erhoben und getröstet durch die Hinweisung auf die göttliche Barmherzigkeit; zahllos die Sünder, die er gedemüthigt und zur Unterwerfung unter ihren göttlichen Herrn geführt; zahllos die Trunkenbolde, die er in gute und glückliche Familienväter verwandelt; zahllos die Liederlichen und die Zänker, die ihre schlaffe Trägheit und ihre leicht erregbare Heftigkeit abgelegt und dafür Fleiß, Munterkeit und Zufriedenheit eingetauscht hatten. Lange, lange wirkte er, ein schlecht belohnter und unbekannter Arbeiter, doch vom hohen Himmel blickte der Allsehende wohlgefällig auf ihn hernieder.

Endlich jedoch bemerkten die Großen der Stadt, daß ein gutes Werk im Gange sei. Der unbekannte Vikar wurde

ein Gegenstand der Aufmerksamkeit. Sein Rath wurde nachgesucht, seine Vorschläge wurden beachtet, man wies Mittel an, um in ausgedehnterem Maße Gutes zu wirken. Das war seine Belohnung, eine hohe freudenvolle Belohnung. Sah er Kloaken reinigen, Wohnungen verbessern, sah er das gesegnete Licht des Himmels, den gesegneten Athem des Himmels, und vor Allem die lebendigen Quellen des gottgegebenen Wassers dahin leiten, wo Finsterniß, Schmutz und Krankheit geherrscht hatten, dann fühlte er sich belohnt. Sollte er um Hüte und Kleider Sorge tragen, während er so beschäftigt war? Er sorgte dafür vielleicht etwas zu wenig. Aber seine Hernana und seine Louise sorgten für ihn, der für Jeden auf der Welt, nur nicht für sich besorgt war.

Einschränkung aber war bei ihnen Allen an der Tagesordnung. Lady Aylmer's trauriges Herz fand seinen besten Trost darin, als kinderlose Wittwe für die Bedürfnisse der Unglücklichen Sorge zu tragen. Unter den Kindern des Elends suchte sie sich selbst Kinder auf. Sie trieb freilich die christliche Aufopferung ihrer Geldmittel nicht so weit wie Herr Lovel. Eine gewisse Freiheit und Schönheit in den Lebensbedürfnissen, die sie umgaben, war ihr zu ihrem Wohlsein unentbehrlich, war nothwendig zur Aufrechterhaltung der Heiterkeit ihres Geistes, die bei jeder Arbeit, welche von Erfolg sein soll, ein Haupterforderniß ist; doch hatte sie jedem Luxus, allen Ueberflüssigkeiten und vor Allem jeder Prunksucht im Leben mit Verachtung entsagt.

Hernana liebte die Ordnung und die Schönheit dazu; aber mehr noch liebte sie Großmuth und eine spartanische Verschmähung der Behaglichkeit und der Pracht.

Aus der frommen Gleichgültigkeit ihres Vaters gegen alles Aeußerliche, und aus der vielleicht zu empfindsamen

Abhängigkeit der Lady Aylmer von dergleichen, zog sie eine gute Lehre, sie bewahrte sich vor Beidem und schlug einen glücklichen Mittelweg ein.

Jetzt müssen wir wohl auch mit Philipp Gorhambury uns näher bekannt machen.

Herr Gorhambury, der im Geheimen ein sehr unzufriedener und unglücklicher Mann war, hatte seinen Wohnsitz auf dem Schlosse genommen, mit Ausnahme der wenigen Tage, die er auf seinem Pfarramte zubringen mußte. Er war Kanonikus der Kathedrale und Rektor der einträglichsten Pfarre der Stadt M... Er war von so unruhigem und reizbarem Gemüth, als ob er unter dem Einfluß eines Bannfluches stände; doch verwandelte sich Alles, was er berührte, so zu sagen in Gold. Er häufte unermeßliche Reichthümer auf, aber wie das oft unter solchen Verhältnissen der Fall ist, Alles schien ihm leer, geschmacklos und langweilig, selbst die Fliege an der Wand ärgerte ihn.

Was für ein unbezahlbarer Schatz ist doch ein reiches, weites, liebevolles Herz! Und was für unselige Armuth verbirgt ein kaltes, theilnahmloses und selbstsüchtiges Gemüth. Was helfen Haufen Goldes einem solchen Unglücklichen? Sie sind für ihn wie Aepfel aus Sodom! Herr Gorhambury wußte sehr wohl, daß er eine niedrige entehrende Handlung — ein Verbrechen in Bezug auf das Testament — eine Fälschung in Bezug auf die Beweise für des Kindes Tod — begangen hatte; und vor dem Richterstuhl seines eigenen Gewissens stand er da als ein elender entehrter Schurke. Er fühlte — und sein Aussehen stimmte ganz mit seinen Gefühlen überein — daß er, trotz alles äußeren Wohlstandes und Gepränges, doch nur elendes, herabgewürdigtes Geschöpf sei. Doch so schlimm dieser Zustand war, so gab es doch noch etwas Schlimmeres für ihn: sein ganz in sich

zusammengeschrumpftes Herz. Es giebt Herzen, die nicht größer als eine Haselnuß sind — unfähig zu jeder Hingebung, zu jedem warmen Gefühl, zu jedem edelmüthigen Auflodern, zu jeder großmüthigen Aufwallung. Was kann ihnen das Leben bieten? Was kann ihnen der Reichthum nützen?

Er war ganz unfähig geworden, Mitleid zu empfinden, und fühlte sich selbst so elend, daß er alle Welt beneidete. Er beneidete den Bettler, der an seinem Thore um Almosen bettelte, denn er war von Natur ein neidischer Charakter, und Neid schließt jedes Mitgefühl für den Nächsten aus, wenn dieser nicht noch unglücklicher ist.

Und wer war noch unglücklicher als Herr Gorhambury? Niemand.

Es machte ihm kein Vergnügen, denen zu helfen, mit welchen er fast selbst gern getauscht hätte. Glück befördern, gewährt dem neidischen Menschen kein Vergnügen. Dieses weite Feld der Freuden, welches sonst dem Wohlhabenden sich öffnet, ist ihm verschlossen.

Mistreß Gorhambury war nicht dazu geeignet, höhere und bessere Regungen hervorzurufen. Sie war eine sehr talentvolle, gebildete Frau. An Genius fehlte es ihr, dafür besaß sie aber manches Andere im höchsten Grade — Witz, Talent, Munterkeit, unermüdlichen Fleiß.

Ihre Malereien, ihre Skulptur-Arbeiten, ihre Holzschnitzereien, — ja selbst die Schöpfungen ihrer Nadel, wenn sie sich so weit herabließ, auch damit sich zu beschäftigen — übertrafen Alles, was Dilettanten in dieser Hinsicht je geleistet hatten. So besaß sie auch eine ausgedehnte Sprachkenntniß und leistete für eine Frau Ausgezeichnetes in der Musik, sowohl in der Composition wie in der praktischen Ausübung.

Diese vorzüglichen Fertigkeiten erwarben ihr die Bewunderung eines Jeden und waren eine Quelle des Stolzes und der Befriedigung für ihren Gemahl; aber sie waren

zu zahlreich; sie nahmen das ganze Leben in Anspruch. Es fanden sich keine Mußestunden, die dem Mitgefühl und der Vertraulichkeit oder dem zärtlichen und heiteren Geplauder am Kamin und dem Austausch der Herzen gewidmet waren. Selbst wenn Herrn Gorhambury's Herz solcher Ergießungen fähig gewesen wäre, so hätte sich ihm die Gelegenheit dazu nie von selbst geboten. Mistreß Gorhambury war unablässig mit der Kunst beschäftigt, und für die Kunst hatte er auch nicht das leiseste Interesse.

Die Glücksgüter, die ihm zugefallen waren und die ihm so wenig Freude bereiteten, wurden für sie eine Quelle des höchsten Genusses. Die reichen Mittel, welche ihr nun für die Pflege ihrer Talente dargeboten waren, die Möglichkeit, die ausgezeichnetsten Männer aus den verschiedensten Gebieten der Künste um sich zu versammeln, wurden von ihr im vollsten Maße benutzt. Sie machte die schnellsten, die wunderbarsten Fortschritte, und ihre Leistungen verdienten vollkommen die Bewunderung, die man ihnen zollte. Aber was war dies Alles für den düsteren Geist ihres Gemahls? für ihn, der bei seinem traurigen Gemüthszustande schon Widerwillen empfand, wenn er diese Gegenstände nur anblickte, an die so viel Zeit und Mühe verwendet worden.

Ein freundliches Geplauder — eine zärtliche Frage — selbst eine verdrießliche Aeußerung übler Laune — selbst ein lebhaftes Wort des Aergers, wenn nur das Herz dabei im Spiele gewesen wäre, — würde ihm eine Zerstreuung, eine Erleichterung gewährt haben.

Und wie stand es mit dem einzigen Sohne dieses so talentvollen Weibes?

Die Mutter übt einen nicht zu berechnenden Einfluß auf den Sohn aus. Die Mutter kann fast die Schicksalsgöttin des Sohnes genannt werden.

Auch auf Philipp Gorhambury übten die Beschäftigungen und der Charakter seiner Mutter einen großen Einfluß aus, doch war der Erfolg dieser Einwirkung ein sehr zweifelhafter.

Er hatte von ihr das zarte Auffassungsvermögen und den feinen Geschmack geerbt; ihre Talente schienen auf ihn übergegangen zu sein. Er zeichnete vorzüglich gut und liebte leidenschaftlich die Musik.

Als er noch ein Schulknabe war, hatte er stets das größte Lob eingeerntet für seine Meisterschaft in der einzigen musikalischen Virtuosität, der er sich damals gewidmet hatte — für sein ausgezeichnet kunstvolles und melodiöses Pfeifen; als er aber heranwuchs, lernte er verschiedene Instrumente spielen und brachte es mit geringer Mühe und in kurzer Zeit zu einer großen Fertigkeit auf dem Violoncell.

Seine Mutter war über jedes Talent entzückt und ermuthigte ihn durch alle in ihrer Macht stehende Mittel. Durch ihr Beispiel wurde der Jüngling darauf hingeführt, die Dichtkunst höher zu schätzen als die Weisheit — die Schönheit höher als die Nützlichkeit, die Kunst höher als die Politik. Die Pflege und die Verehrung der Schönheit war seine Religion, wie es auch die ihre war. Selbst den allmächtigen Gott über uns beteten sie nur an in seiner „Offenbarung des Schönen".

Solche Gedankenrichtung schwächt und verdirbt allmälig die Seele. Es ist am Ende doch ein Götzendienst. Das Erhabene — das Reine — das Licht aller Lichter ist nicht darin.

Philipp wuchs heran, elegant, verfeinert, zartfühlend, gebildet und mit anziehenden äußerlichen Eigenschaften ausgestattet; aber er war empfindlich, nachsichtig gegen sich selbst, ohne jenes kühne, edle, männliche Streben nach höheren Gütern, nicht einmal in Bezug auf sich selbst, noch weniger in Hinsicht auf Andere.

Wie verschieden von Hernana — der völlige Gegensatz zu Hernana! Liebten sie sich vielleicht gerade aus diesem Grunde? Von ihrer Seite vielleicht deshalb. Sie hatte nur wenig Gelegenheit zur Vergleichung. Philipp übertraf an Talenten, an Bildung, an eleganter Erscheinung und vor Allem durch eine besonders angenehme und einschmeichelnde

Zartheit des Benehmens bei weitem Alles, was sie bis jetzt gesehen und geträumt hatte. Sie bewunderte ihn, sie liebte ihn, sie betete ihn an.

Aber ihre Bewunderung und ihre Anbetung blieb das Geheimniß ihres Herzens. Sie entdeckte es selbst nicht der Lady Aylmer, ihrer Freundin und zweiten Mutter, selbst nicht ihrem Vater. Denn es lag etwas in der Art, womit diese Beiden von Philipp Gorhambury sprachen, was sie erschreckte und jedes Vertrauen unterdrückte. Sie glaubte überzeugt zu sein, daß sie ihm das größte Unrecht thäten und aus einem oder dem anderen Grunde ein Vorurtheil gegen ihn gefaßt hätten; aber das Bewußtsein ihrer geheimen Neigung hielt sie von dem Bemühen zurück, dieses Vorurtheil zu besiegen. Sie sagte nichts, und Niemand hatte auch nur die leiseste Ahnung von ihrem Geheimniß.

Auch Philipp hatte, von Kindheit an, Hernana sehr lieb gehabt. Es lag etwas in der Energie und dem Aufschwung ihres Charakters, in ihrem offenen, zutrauensvollen Wesen, das so ganz verschieden von ihm selbst war und das er doch über alle Beschreibung gern hatte, denn Knaben und Männer von etwas schwachem Charakter fühlen sich immer in Liebe zu Mädchen und Frauen hingezogen, an die sie sich anlehnen können.

Als sie heranwuchs, erregten ihre schönen klassischen Formen, ihr offnes, durchgeistigtes, verständiges Wesen seine höchste Bewunderung. Obgleich sie in gesellschaftlicher Hinsicht unter ihm stand, war sie doch sein höchster Stolz — denn nie konnte er sie ohne ein Gefühl von Erhebung anschauen. Sie war ein so edles Geschöpf! Einige Mal hatte er zu seiner Mutter von ihr gesprochen, und die Mutter hatte eingeräumt, daß Hernana's Gestalt so vollendet schön sei wie ein antikes Modell, hatte aber doch einige Worte verächtlichen Bedauerns hinzugefügt über die ärmliche Erziehung, die derselben zu Theil geworden, über ihre mangelhafte Bildung, über ihre Unwissenheit in jeder Kunst, und

über die wunderlichen und beschränkten Ansichten der Lady Aylmer — die dennoch glaube, sie könne das Mädchen ausbilden.

„Es ist wirklich schade,“ sagte sie einst bei einer solchen Veranlassung, „denn Herr Lovel, der zwar nur Deines Vaters Vikar ist, war doch, denke ich, zum Edelmann geboren, aber Hernana taugt mehr zu einer Haushälterin als zur Frau eines Edelmanns. Sie ist nicht einmal gebildet genug, um die Stelle einer gewöhnlichen Gouvernante auszufüllen zu können. Herr Lovel ist sehr arm, glaube ich, aber was dachte sich wohl Lady Aylmer bei ihrer Erziehungsweise! Sie ist freilich eine sonderbare, hartnäckige Frau — ich habe das von Deinem Vater erfahren. Aber, mein Himmel! Philipp, was machst Du da? Du hast ja Deinen Himmel apfelgrün gemalt!“

„Ich habe die falsche Farbe genommen. Es hat mir Jemand alle meine Farben durch einander geworfen. Alles ist ein Mischmasch — was das für Zeug ist!“ Und dabei riß er sein angefangenes Gemälde von der Staffelei herunter und wollte es in's Feuer werfen.

„Mein theurer Philipp, was beginnst Du?“ sagte die Mutter, „Du kannst ja Deinen Mißgriff sehr leicht verbessern — sieh nur! das ist ja gleich geschehen,“ setzte sie hinzu und fuhr mit ihrem gewandten Pinsel über seinen apfelgrünen Himmel. „Das ist ja ein ganz hübscher Anfang — das Licht hier ist vielleicht ein wenig zu gebrochen; aber wirklich, es macht Dir im Ganzen alle Ehre — Deine Kunstauffassung —“

„Die verdammte Kunst!“ sagte er heftig, „ich habe die Kunst und all dergleichen Schnickschnack satt.“

Seine Mutter erschrak.

„Woher kommen Dir solche Gedanken?“

„Ich habe Alles satt — Alles! Schon seit einiger Zeit, Mutter, frage ich mich, wozu das Alles nützt? Zu was für einem Lebenszweck kann es führen, wenn man zum

Schmuck der Zimmerwände ganz hübsche Gemälde malt, die unter Hunderten kaum Einer ansieht, noch viel weniger zu beurtheilen versteht, und aus welchen sich unter Tausenden kaum Einer wirklich etwas macht? Es ist Alles ganz hübsch — ganz hübsch; aber ach! wie verwünscht langweilig ist doch dieses Leben!"

„Dieser Ueberdruß am Leben," sagte ruhig die Mutter, „ist die Qual aller Genies. Wer hätte ihn nicht in Augenblicken der Entmuthigung und der Angst empfunden? Alle haben ihn gefühlt. Man kann dem nicht entgehen. Aber Schönheit ist deswegen nicht weniger schön, weil es Augenblicke giebt, wo Dein Sinn und Deine Wahrnehmung dafür ertödtet scheint. Die unsterblichen Meisterwerke griechischer Kunst bleiben für ewige Zeiten das höchste Kunstideal und das Entzücken der Welt; obschon —"

„Obschon was?" unterbrach er sie mit Ungeduld. „Mutter, das ist ja doch alles nichts als dummes Zeug. Was nützt einem denn der Apollo und der Laokoon?"

„O still, wenn Du so abgeschmackt sprichst wie jetzt," erwiederte sie und nahm ihren Pinsel wieder zur Hand, „so habe ich Dir nichts mehr zu sagen."

Natürlich dachte er selbst, wie jeder Andere denken zu müssen glaubt, daß es sehr abgeschmackt von ihm sei, solche Ansichten auszusprechen, — Ansichten, die, wenn sie auch falsch sind, uns doch entgegentreten, wenn das Leben mit aller seiner Macht auf uns eindringt.

„Gut, Mutter, ich bitte um Verzeihung, daß ich so schlecht von Ihren Göttern gesprochen habe. Es war nur Fadheit und üble Laune von mir. Aber ach! dieses Schloß! dieses Schloß! es ist für mich zu Zeiten ein wahres Grillennest — eine Höhle des Dämons der Langenweile. Es giebt Augenblicke," sagte er und durchflog mit einem Blick unbeschreiblichen Ueberdrusses das ganze Zimmer, „wo ich wünschte, ich könnte alle diese schönen Dinge zusammenraffen

und mir ein Freudenfeuer davon machen. Da würde einem doch wenigstens einmal im Leben ordentlich warm werden."

In würdevollem Schweigen beschäftigte sie sich mit ihrer Malerei; solcher Unsinn verdiente keine Erwiederung.

Er saß eine ganze Weile mürrisch da: üble Laune nimmt oft diese Wendung, besonders wenn sie von Anderen nicht beachtet wird. Er blickte so lange starr auf ihren unermüdlichen Pinsel hin, bis er alle Geduld verlor; endlich sprang er schnell auf und fragte:

„Giebt es etwas zu bestellen in M...? Ich will nach M... reiten, Mutter."

„Was willst Du jetzt noch in M...?" fragte sie, ohne ihn anzublicken. „Du kannst ja bis zum Abend nicht wieder zurück sein."

„O doch, ich werde schon; sollte ich aber nicht wieder da sein, so ängstigen Sie sich meinetwegen nicht. Keine Befehle? Nicht ein kleines Endchen Band für Sie zu kaufen?"

„Nein, nein."

„Addio, wohlan denn — Addio!" rief er mit plötzlich wiederkehrender Heiterkeit. „Und hier, Herzens-Mutter, ist ein Kuß auf jede Ihrer Wangen, der eine bittet um Verzeihung wegen des Apoll, der andere wegen des Laokoon. Und jetzt, da ich nun einmal von meinem Stuhl aufgesprungen bin, will ich zu Ehren eines jeden Helden oder Gottes, der jemals in Marmor ausgehauen wurde, Alles geloben, was Sie nur wünschen können."

Sie erwiederte seine Umarmung sehr kühl und ging auf seine Scherze nicht ein; aber er machte sich deshalb keine Sorge, denn ihm waren ganz neue Gedanken durch den Kopf gefahren, als er vergnügt in den Stallhof hinunter sprang.

Viertes Kapitel.

Obgleich Herr Gorhambury seine geistlichen Pflichten ganz aufgegeben hatte, behielt er doch seine Pfarre in M... und wohnte daselbst immer eine bestimmte Zeit des Jahres. Philipp hatte also immer sein pied-à-terre in der Stadt, zu dem er denn auch stets seine Zuflucht nahm, wenn der Aufenthalt auf dem öden Bergschlosse ihm zu unerträglich wurde. Es hatte auch wirklich eine sehr wilde, einsame Lage und erinnerte fast an das Schloß Udolpho's.

Es herrschte das feierliche und ruhige gesellschaftliche Leben in M..., wie man es meistentheils in der Residenz eines Domkapitels antrifft. Ging es nun auch bei Bällen und anderen Zusammenkünften nicht gerade sehr lustig her, so wurde doch desto öfter sehr gute Musik aufgeführt, wie dies gleichfalls in dergleichen Städten der Fall ist, wo die Beschäftigung und Wirksamkeit eines Kirchenchors einem großen Theil der Einwohner ein lebhaftes musikalisches Interesse einflößt.

Unter den Honoratioren der Stadt gab es viele Gesangsfreunde, bei denen man die Musik der vorzüglichsten Messen, die Werke der alten englischen Meister und die besten Compositionen der noch lebenden Musiker ganz vortrefflich ausführte. Philipp besaß eine sehr schöne Tenorstimme, die in Ton und Vortrag sehr viel Aehnlichkeit mit Rubini hatte, und seine Unterstützung war bei diesen angenehmen Abend-Konzerten sehr willkommen. Wenige nur konnten seinem Gesange ohne Rührung lauschen, denn er trug mit so viel Wahrheit, Gefühl und Einfachheit vor, daß sein Ton zum Herzen drang; seiner schönen und ausdrucksvollen Haltung dabei nicht zu gedenken, die allen seinen Tönen und Worten so viel frische Empfindung verlieh. Er war ein gefährlicher Mann für die jungen Damen von M..., wo es zwar viel

verheirathete Männer in den besten Jahren gab, junge aber, wie Philipp, so selten waren wie ein Phönix. Und er spielte zu jener Zeit dort in der That buchstäblich die Rolle des Phönix, denn es gab in der ganzen Stadt auch nicht Einen jungen Mann, der nur im entferntesten an körperlichen und geistigen Vorzügen sich mit ihm messen konnte.

Manche junge Dame seufzte im Stillen, aber vergeblich, für den reizenden Philipp Gorhambury, denn auch nicht eine konnte sich rühmen, der Gegenstand eines Vorzuges von seiner Seite zu sein. Er besaß so viel Heiterkeit und Galanterie — nein, noch mehr, einen solchen Anflug von Empfindsamkeit, daß gar Manche sich geschmeichelt und beglückt gefühlt haben würde, wenn er sie bevorzugt hätte; aber seine Artigkeiten erstreckten sich über so Viele, seine Aufmerksamkeiten waren so gleichmäßig unter seinen Favoritinnen vertheilt, er machte so gar kein Hehl daraus, wenigstens in ein Dutzend der schönsten Jungfrauen gleichzeitig leidenschaftlich verliebt zu sein, daß es selbst der hartnäckigsten Selbsttäuschung unmöglich war, sich zu überreden, es sei irgend etwas vorgekommen, was auch nur im entferntesten als Parteilichkeit für eine von ihnen ausgelegt werden könnte. Es trösteten sich am Ende die jungen Damen, — wie es nicht nur junge Damen zu thun pflegen, sondern wie die ganze Welt es thut, — mit der Ueberzeugung, daß, wenn sie selbst auch nicht glücklich seien, doch auch Niemand anderes sich eines größeren Glücks rühmen könne.

Dieser beruhigende Gedanke war übrigens nur ein Mißverständniß, denn wohl gab es eine, die Philipp Gorhambury niemals nannte, niemals pries, und die er nie in seine leidenschaftlichen Betheurungen einschloß; eine, die sehr selten bei den Abend-Unterhaltungen erschien, und die, wenn dies der Fall war, immer traurig und unbeachtet dasaß, denn sie war nur die Tochter eines armen Vikars, und die Schönen der Stadt hatten sehr wenig Rücksicht für sie.

Vor der Welt unterhielt sich Philipp sehr selten mit ihr;

eine höfliche Verbeugung war der übliche Gruß, und dann wurden vielleicht noch einige Worte der Förmlichkeit wegen gewechselt, das war Alles. Nicht Einem drängte sich die Bemerkung auf, und doch war es so, daß, sobald sie zugegen war, der Ton seiner süßen und leidenschaftlichen Stimme noch ausdrucksvoller, noch gefühlsinniger wurde, die Musikfreunde waren entzückt und klatschten dieser aufflammenden Begeisterung ihren Beifall zu, während sie fern saß und, wie im Alterthum Egeria, einen verborgenen und ungeahnten Einfluß ausübte.

Aber die Nymphe des Alterthums befand sich in einer weit minder gefährlichen Lage als die arme Hernana, da sie zwar den Einfluß ausübte, aber nicht Zeugin ihrer eigenen Macht war. Vielleicht kam sie freien Herzens davon, vielleicht auch nicht. Hernana's Schicksal aber war es, eine stille und entzückte Zuhörerin bei jenen Tönen zu sein, die sie einflößte und die nur ihr allein, wie sie wohl fühlte, gewidmet waren. Ein Blick, der in jene Ecke fiel, wo sie saß, ein einziger ausdrucksvoller, kurzer Blick sagte ihr, wem diese Fülle herrlicher Klänge geweiht sei.

Jetzt aber hat er sein edles Roß bestiegen, ein Roß von glänzend schwarzer Farbe, mit wehender Mähne und buschigem Schweif, ein Roß, dessen Hufen den Erdboden zu verschmähen scheinen; allein fliegt der Reiter über die Hügel dahin, er trinkt die süße Luft der Berge, seine Brust erweitert sich, seine hochgewölbten Augenbrauen schwellen von Gedanken und Gefühlen köstlicher Art, denn es sind reine und erhabene.

Er gehörte zu jenen wunderbar gestimmten Gemüthern, die antwortend erklingen wie die Saiten eines schönen Instrumentes, wenn Harmonieen sie umrauschen; sein treues, zärtliches Herz erzitterte vor Glück, als er an sie dachte, der alle seine liebenden Gefühle gewidmet waren.

Er hatte sie geliebt so lang' er lebte, er liebte sie noch jetzt mit treuer, ehrlicher Liebe — um ihrer selbst willen. Er wußte nicht weshalb — er fragte nicht warum — er liebte sie weil sie Hernana war.

Hernana ist Wahrheit, Kraft, Seelenadel, Vernunft und Thätigkeit. Dies Alles wohnt in ihr; er aber liebt diese Eigenschaften nur, weil sie dieselben besitzt, nicht sie um der Eigenschaften willen.

Er liebt sie, das ist ihm genug. Und gleich der Posttaube, die keines Kompasses bedarf, die nur durch den Instinkt der Liebe in die Heimath zurückgezogen wird, so flog Philipp Gorhambury über die Hügel fort. Er ritt unbewußt eine Steeple-Chase, und Hernana war das Ziel. Jetzt ging es einen aufsteigenden Pfad hinauf, dann hinunter, und vor ihm lag das Thal, in welchem die Stadt M... sich ausbreitete.

Die grauen Thürme der Kathedrale, vom hellen Glanz der Sonne beleuchtet, strebten aus der Mitte der Häusermassen gen Himmel. Von Bäumen umschattete Wohnhäuser lagen halb versteckt zwischen den Hügeln, der breite majestätische Strom wogte vorüber, grüne Wiesen, mit Rinder- und Schaafheerden, und von Hecken eingefaßt, breiteten sich aus, lange Reihen beschnittener Weiden zogen sich an beiden Seiten hin — ein buntes Gemisch von Häusern, Bäumen, Feldern und Gärten — welch' herrliches Bild! Er hielt sein Pferd an und blickte auf die Scene nieder, zuerst mit Entzücken über die unvergleichliche Schönheit der Landschaft und dann in der Absicht, bekannte Gegenstände daraus zu unterscheiden. Der Platz, auf dem er stand, zeigte die Stadt so ziemlich in der Vogelperspektive. Er konnte den Domplatz mit seinen Baumreihen von Ulmen und Eichen sehen, und er erkannte ganz deutlich die Dechanei. Dann schweifte sein Blick hinüber in die dichter bebauten Theile der Stadt, wo die Häuser gedrängt neben einander standen, wo enge Gassen und kleine Höfe und all jene Merkmale sich ihm dar-

boten, welche die Umgebungen der Armuth bezeichnen. Auch dieses Viertel wurde jedoch von einer langen und breiten Straße voll schöner Häuser durchschnitten, unter denen er das seines Vaters erkannte, welches das höchste und bedeutendste von allen war.

Es hatte hohe verzierte Rauchfänge, eine hohe Freitreppe und ein Säulen-Portal mit einem griechischen Frontispice. Er bildete sich ein, daß er auch dies erblickte.

Der Thurm von seines Vaters Kirche ragte nicht weit davon mit seiner edel emporstrebenden Spitze aus diesem Gewirr elender Häuser hervor. In seiner Nähe suchte sein Auge lange umher.

Es war so schwer, die kleine, niedrige Wohnung aufzufinden, die er in Gedanken trug — sie lag, mit einem Garten vor und hinter dem Hause, dicht neben dem Kirchhofe. Zuletzt glaubte er den kleinen grünen Fleck an einem besonderen Baum zu entdecken — an einer Pappel, die nicht weit von der Gartenmauer wie ein Riese in die Höhe geschossen war. Als er diesen Punkt erfaßt hatte, war er zufrieden; er stieg vom Pferde ab und leitete es den Abhang hinunter.

Er langte am Fuß des Hügels an, schwang sich wieder in seinen Sattel und vertiefte sich in die engen Gassen und Höfe, durch die sein Weg nach dem kleinen wohlbekannten Gitter ging.

Ein ihm bekannter Knabe, der Sohn des Küsters, pflegte für Philipp's Pferd Sorge zu tragen, wenn er diesen Weg hereinkam. Er rief ihn auch jetzt herbei, übergab Alcaster seiner Obhut und empfahl ihm, das Pferd nicht zu besteigen, wenn ihm sein Leben lieb sei. Dann ging er an der steinernen Mauer entlang, die Herrn Lovel's kleine Domaine umgab, und erreichte das schmale, hohe eiserne Eingangsgitter.

Er guckte hindurch. Das Haus, welches Herr Lovel bewohnte, war das alte Pfarramt, das für die Erfordernisse des modernen Luxus dem Pfarrherrn nicht geeignet ge-

schienen und das er daher seinem Vikar miethsfrei überlassen hatte.

Es war ein altes niedriges Gebäude, von dunklen Backsteinen erbaut, mit spitzen Dächern und Fenstern von kleinen Scheiben, dicht überwachsen von Birnbäumen, von Epheu und von anderen sich rankenden Pflanzen, welche Hernana an den Wänden hinaufgeleitet hatte. Vor demselben lag ein kleiner Hof mit einem Grasplatz, den ein gepflasterter Weg durchschnitt, der von dem Gitter zum Hause führte; hinter dem Hause war ein etwas größerer Raum, ebenfalls mit einem Grasplatz versehen; darauf stand ein Zwerg-Kirschbaum, und zu beiden Seiten desselben befanden sich zwei kleine Anpflanzungen von einigen Dutzend Sykomoren, Laburnums, Platanen und spanischem Flieder; zwei Blumenbeete, zwischen welchen ein sandbestreuter Weg hindurchlief, zogen sich den ganzen Garten entlang, und an beiden Seiten war ein Küchengarten von geringem Umfange eingerichtet.

Der hintere Garten war durch Weidenhecken abgeschlossen, die man so lange beschnitten und gezogen hatte, bis sie über Manneshöhe herangewachsen waren; die Vorderseite aber war von jener obenerwähnten hohen Mauer von dunkelfarbigen Backsteinen umgränzt. Die hohe Pappel, die an der Außenseite stand, warf ihren Schatten über die Scene.

Es war zwar ein etwas düsterer, aber doch kein unlieblicher Aufenthaltsort, und Philipp war für denselben sehr eingenommen. Es lag ein Reiz über dem alten stillen Hause verbreitet, der nicht allein der Gegenwart, sondern auch der Vergangenheit angehörte; er erinnerte sich noch sehr gut der Zeit, wo die Frau eines früheren Vikars ihn als kleines Kind mit leckerem Kuchen und schöner Sahne in eben demselben Garten bewirthete, ehe Hernana und ihr Vater hierher gezogen waren.

Der Kirchhof, welchem gegenüber das eiserne Gitterthor sich befand, war ganz einsam, Philipp konnte also nach seinem Gefallen unbemerkt davor stehen bleiben und hindurchblicken.

Er wünschte zu entdecken, ob Herr Lovel zu Hause sei oder nicht; denn so sehr ihm auch die Tochter gefiel, so war doch der Vater nichts weniger als nach seinem Geschmack. In seiner vernachlässigten Kleidung, in seinem gelassenen, gleichmüthigen Benehmen, in dem ernsten, fast strengen Charakter seiner Tugend, in seinem ganzen Wesen lag etwas, das Philipp nicht mit seiner eigenen Art in Uebereinstimmung bringen konnte.

Er sah und spähte eine Weile. Ein Flügel des Fensters im Sprechzimmer stand offen, und eine Drossel im Käfig sang und zwitscherte, ganz für sich allein, wie es schien, und seelensvergnügt. Das Fenster von Herrn Lovel's Zimmer oben war ebenfalls geöffnet, aber Niemand war dort und hier zu entdecken. Er legte die Hand auf die Klinke, öffnete leise das Gitter und stahl sich in den Garten.

Hier gab es keine Hunde zu fürchten, die durch ihren Lärm auf seinen Eintritt aufmerksam gemacht hätten. Eine Katze schlüpfte durch die Büsche, sie war außer der Drossel die einzige Hausbewohnerin aus dem Thiergeschlecht. Es gab in diesem Haushalt nicht Kost genug zur Befriedigung solcher Schmarotzer, wie die Hunde es sind. Er trat also unbemerkt näher und blickte durch das offene Fenster des Sprechzimmers, das Gemach war aber leer. Hernana saß nicht wie gewöhnlich schreibend oder nähend darin. Er ging den Pfad entlang, der zu der Rückseite des Hauses führte, wo die Eßstube lag — die Benennung Speisezimmer verdiente sie kaum — und wo das Küchenfenster sich befand.

Das Fenster der Eßstube war geschlossen, das der Küche jedoch war offen. Dahin schlich er, und verborgen hinter einem weißen Rosenbusch, der nebst einem Rosmarinstrauch dort stand, guckte er hinein.

Cobbett verwünscht in einem seiner nützlichen Bücher die Kartoffeln, als den Verderb alles häuslichen Fleißes, und verherrlicht dagegen das schöne braune Brod, indem er ein

hübsches Bild von einer netten, munteren jungen Frau entwirft, die ihr Brod aus dem Ofen herausholt.

Der Geschmack ist aber sehr verschieden. Denn es giebt einen einfachen und nützlichen Geschmack und einen verderbten und fehlerhaften, oder, wie Andere vielleicht sagen würden, einen verfeinerten und einen gemeinen Geschmack.

Philipp, das elegante Kind des Glückes, in allen Gewohnheiten und Verfeinerungen des Reichthums auferzogen, Philipp guckte in die Küche hinein und sah hier — was wird man wohl denken? Seine dunkle spanische Schönheit, Hernana, mit dem herrlichen Antlitz, den großen schwarzen Augen, dem Ebenholz-Haar, kurz, die Zauberin, die seine Phantasie mit Mantille und korallenfarbenem geblümtem Unterkleid ausstattete, und mit einer Fußbekleidung, so niedlich und zart, daß die ganze Alameda in Flammen gerathen mußte, wenn sie dort auf und nieder wandelte, — sie war beschäftigt — womit?

Womit war die Dulcinea von Toboso beschäftigt, als Sancho mit einer Botschaft zu ihr gesendet wurde — reihte sie Perlen auf?

Die Küche war wie immer durch ihre Sauberkeit wirklich ein echt holländisches Genrebild. Der sandbestreute Fußboden war weiß wie Schnee, der große Küchentisch suchte seines gleichen an Nettigkeit und Sauberkeit; auf den kleinen Brettern standen glänzende kupferne Kessel und Reihen alter Porzellangefäße; darunter einige Töpfe und Krüge von höchst seltener und alter Arbeit und von sehr wunderlicher Gestalt. Diese Gefäße stammten noch von Hernana's Mutter her, die eine Spanierin gewesen.

Das Feuer brannte lustig auf dem Rost. Vor demselben war eine niedrige Schutzplatte angebracht, die wie Silber

glänzte, und auf dem Fußboden lag ein kleines Stück karmoisinrothen Teppichs, auf dem eine wohlgenährte, buntgefleckte Katze in aller jener häuslichen Behaglichkeit sich pflegte, von der eine ruhende Katze der echte Typus ist. Bei dem Feuer, in einem altmodischen Lehnstuhl, gekleidet in jenem uralten Styl, wie man ihn jetzt nirgends mehr sieht, in einem wattirten schwarzen Rock, offenem Ueberkleide, schneeweißer Schürze, ein Tuch zierlich über die Brust gekreuzt und festgesteckt, auf dem Kopf ein ganz sonderbares Gebäude, das eine Mütze vorstellte und gleichfalls schwanenweiß war, die Füße auf eine Fußbank stützend, saß die alte Haushälterin, ein eben so vollendetes Bild der Ruhe und Behaglichkeit wie die Katze. Ihr Gesicht war bleich, und sie sah leidend aus; daraus erklärte sich das ruhige Verhalten der sonst beständig thätigen Frau, deren Geschäfte jetzt von einer anderen verrichtet wurden. In der Mitte der Küche befand sich nämlich auf einem niedrigen Gestell ein Backtrog, und an diesem stand Hernana und knetete das Brod für die Familie. Ihre schönen Arme waren entblößt, die Aermel aufgestreift, ihr Haar etwas in Unordnung, denn einige rabenschwarze Locken fielen über den Nacken herab, und ihr Gesicht ein wenig geröthet. Sie knetete mit aller ihr zu Gebot stehenden Kraft und dachte dabei gar nicht an ihr Aussehen, sondern wünschte nur der guten alten Hausgenossin eine Anstrengung zu ersparen und ihrem Vater ein recht gutes Brod zu bereiten.

Die Frau Würden brummte laut darüber, daß sie so still dasitzen mußte, und stieß manches Ach! und Weh! aus; Hernana blickte dann auf und versuchte diese Klagen durch ein freundlich ermuthigendes Lächeln zu beschwichtigen, förderte darauf ihr Werk von neuem und knetete mit der größten Ausdauer.

Da stand nun der prunkliebende Philipp und sah nach ihr hin, und sein Herz war dabei von seltsamen Empfindungen bewegt. Sie sah reizend aus! Selbst jetzt noch wunderschön! aber sie sah zu anderen Zeiten viel schöner

aus, das hatte sich ihm fest in sein Herz geprägt, denn es lag etwas in ihrer Beschäftigung, was seinen Geschmack beleidigte, seinen falschen, etwas auf äußeren Prunk gerichteten Geschmack. Ihre Kleidung war so gewöhnlich! — Die ganze Scene so gemein! so gemein!

Was für ein niedriger, schlecht angewendeter Ausdruck! Er war hier der Gemeine — nicht sie. Er, der unempfindlich war für die moralische Schönheit einer edlen Einfachheit — für den Reiz, der über die kleinen Verrichtungen des einfachen häuslichen Lebens ausgebreitet ist, wenn Liebe und Edelmuth die Träger desselben sind.

So überreizt aber auch sein Geschmack war, so konnte er doch nicht ganz unempfänglich für die Lieblichkeit dieses Anblicks bleiben: Die alte ruhende Frau und die schöne, kräftige, einfache Gestalt des Mädchens.

Es lag ein Zauber darin. Worin mochte dieser Reiz bestehen? Warum konnte er sich gar nicht davon losreißen? Er bildete sich ein, die ganze Scene mißfalle ihm höchlichst. Er war ärgerlich, daß Hernana sich so erniedrige; doch, welch' seltsamer Widerspruch! er liebte sie jetzt noch mehr, als er sie zuvor geliebt hatte. Er war ärgerlich, doch bezaubert!

O, welch' ein bewältigender Zauber liegt in einem einfachen, zwanglosen Leben!

Da stand er und betrachtete sie immerfort. Die alte Frau brummte und drehte sich unbehaglich hin und her. Hernana streifte schnell den Teig von ihren Händen ab, flog zu ihr hin, rückte ein Kissen zurecht, das auf der Rückenlehne des Stuhles lag, redete ihr zu, beruhigte und küßte sie und kehrte dann an ihre Arbeit zurück.

Länger hielt er es nicht aus. Er klopfte an das Fenster. Sie erhob den Kopf. Eine hohe Röthe flog über ihr Antlitz, und dann schämte sie sich darüber, daß sie sich geschämt hatte; und dann streifte sie den Teig von ihren Fingern ab, lachte fröhlich auf, trat an das Fenster und öffnete es.

„Es geschehen immer noch Wunder!“ sagte er, halb ärgerlich und halb freundlich. „Ich sehe, Sie haben jetzt wieder ein neues Geschäft übernommen.“

„Ja wohl. Die arme gute Frau Würden hier ist von der Gicht geplagt, und Brod muß man doch haben, wie Sie wissen.“

„Ich sollte denken, es gebe noch Bäcker in der Stadt“, entgegnete er etwas verächtlich.

„Im Hause selbst backen ist aber billiger.“

„Billiger!“

„Ja wohl, billiger. Ich bitte Sie, sprechen Sie das Wort nicht so verächtlich aus. Bei uns steht es in größtem Ansehen.“

„Ja, das weiß ich; und zuweilen bedaure ich es vielleicht. Das Gemeine ist in keiner Gestalt angenehm — niemals liebenswürdig — selten zulässig“, setzte er gereizt hinzu.

„Gemein!“ wiederholte sie, ein wenig verletzt; und fügte dann hinzu — „Eine nothwendige Ersparniß ist niemals gemein.“

„Es ist recht abgeschmackt, Hernana, daß wir auf solche Weise mit einander reden. Ich weiß, Ihr Vater ist nicht reich, aber ich kenne viele Mädchen, deren Väter sich nicht besser stehen, als der Ihrige, und die sich doch nicht so weit herablassen würden, solche gemeine Dinge zu verrichten — ja wohl, gemeine! — Ich kann kein anderes Wort finden, um meine Gedanken wiederzugeben — diese gemeinen Beschäftigungen!“

Sie blickte einen Augenblick lang zur Erde nieder.

Welches weibliche Wesen, und wäre ihr Charakter auch noch so fest, ihre Absichten auch noch so edel, ihre Gesinnungen noch so erhaben und rein, kann gegen die Demüthigung Stand halten, niedrig und herabgewürdigt in den Augen des geliebten Mannes dazustehen!

Wenn sie auch sehr wohl fühlt, daß er Unrecht und sie Recht hat; daß er hochmüthig und niedrig, sie aber helden=

müthig und erhaben denkt; sie erscheint unliebenswürdig in seinen Augen! und das ist hinreichend.

Wie manche rechtliche Pflichterfüllung ist auf dem Altar dieser falschen Gottheit geopfert worden! Wie oft hat ein Mann durch seine oberflächlichen und eitlen Ansichten über weibliche Vortrefflichkeit ein liebendes Herz auf Irrwege geführt.

Sie blickte zur Erde, erröthete und fühlte ihr Herz schwer werden, ein kalter Schauer der Beschämung durchzuckte sie, daß sie so erniedrigt vor den Augen ihres Geliebten dastand. Aber es war nicht das erste Mal, daß sie Kränkungen erntete, wo sie Achtung verdient hätte — sie fühlte, daß die edlen Opfer, die sie sich selbst auferlegt hatte, ihr nur die Geringschätzung und die Verachtung der Menschen zuzögen.

Die Welt ist einmal so geartet. Die gewöhnliche Klasse schätzt uns mehr nach dem, was wir für uns selbst thun, als nach dem, was wir Anderen zum Opfer bringen.

Schon öfter hatte sie sich in früheren Zeiten durch Philipp's Aeußerungen gekränkt und verletzt gefühlt, wenn sie sich irgend eine Selbstverleugnung auferlegte, wenn sie sich in ihrer Demuth einer niedrigen Beschäftigung unterzog oder sich selbst den kleinsten persönlichen Schmuck versagte, um ihrem Vater ein paar Schillinge zu ersparen, aber sie war doch ihrer Ansicht treu geblieben.

Ihr Herz war so hoch und so edel geartet, daß jede neue Kränkung ihren Entschluß nur zu verstärken und sie immer mehr anzureizen schien, auf dem Wege der Selbstverleugnung fortzuwandeln, den sie sich vorgesteckt hatte.

Es ist wahr, daß jede Wiederholung dieser mißbilligenden Aeußerungen von Seiten Philipp's ihr tiefen Schmerz verursachte, denn sie hätte ihm so gern gefallen; sie sehnte sich nach einer Anerkennung von ihm, die sie so wohl verdiente, und die für ein weibliches Gemüth die süßeste, süßeste Belohnung auf dieser Erde ist — die Gewißheit, daß der Geliebte wenigstens ihr Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Sie erhob ihre Augen, sah ihm mit jener ernsten Heiterkeit und Festigkeit in's Antlitz, die er so unwiderstehlich reizend fand, und sagte:

„Ich glaube, Philipp, Sie sind ungerecht, wenn Sie diese Dinge bei mir gemein nennen; gemein scheint mir nur dann die Liebe zur Sparsamkeit, wenn sie blos des Sparens wegen da ist — die Liebe zum Geld nur des Geldes wegen, die Aufhäufung von Schätzen durch schlechte Mittel, und die Liebe zu niedrigen Beschäftigungen, wenn aller Sinn für die höheren fehlt. Paßt dies Alles nun auf mich und die Meinigen, Philipp?"

„Nein, gewiß nicht; aber gerade weil ich Sie zu etwas Höherem fähig glaube, ärgert es mich, wenn ich bei Ihnen eine so seltsame Hartnäckigkeit wahrnehme — denn, ich wiederhole es — ich habe noch nie eine andere junge Dame Brod kneten sehen. Sehen Sie nur ihre Hände an", sagte er halb mit Lachen, halb mit Unmuth, „passen die wohl in ein Gesellschaftszimmer? Doch viel eher in eine Bauernstube, meine ich."

Sie hielt ihre Hände in die Höhe.

„Ich sehe gar nicht ein, was das schadet", erwiderte sie ganz einfach.

„Jetzt noch nicht! Nein, für jetzt noch nicht! Aber wie lange kann das noch so fort gehen? Und denken Sie nicht, daß Molly, die Köchin, und Betty, das Hausmädchen, ihre plumpen, rothen Fäuste nur dadurch bekommen haben, daß sie das Alles thun mußten, was Sie eben machen? Gewiß, Hernana, wenn meine Mutter Sie nur ein einziges Mal so arbeiten sähe, Sie wären ihr für immer zuwider."

„Es sollte mir sehr leid thun, wenn ich irgend Jemand zuwider würde, vor Allen aber einer Dame von so feinem Geschmack, wie Mistreß Gorhambury; doch wir leben ja nicht blos, um den Anforderungen des feinen Geschmacks zu genügen — wir sollen nicht blos dazu leben. Es steht eine Stelle im Katechismus, Philipp, die mir als Kind von gro-

ßem Nutzen war, und die mir jetzt noch nützt — „meine Pflicht zu erfüllen in dem Stande, zu welchem es Gott gefallen hat mich zu berufen!"

„Pah, dummes Zeug! Diese Stelle kann gebraucht werden, wie Sie es eben thun, um jede Uebertreibung zu rechtfertigen. Nächstens werden wir wohl etwas über die Rechte der Frauen von Ihnen zu hören bekommen!"

„Ich glaube nicht, daß Brodbacken jemals als eine unpassende Ausübung der Rechte der Frauen betrachtet wurde. Lassen Sie es gut sein, Philipp, seien Sie nicht wunderlich; schelten Sie mich nicht über das aus, was ich thun muß, wie Sie sehr wohl wissen. Verzeihen Sie mir, theurer Philipp, wenn ich Ihren verfeinerten Geschmack beleidige, und lassen Sie mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß ich nicht aus Uebertreibung so handle, sondern nur bewegt von dem aufrichtigen Wunsche, meine Pflicht unverbrüchlich zu erfüllen, was auch vorkommen möge. Und," setzte sie mit leiserer Stimme hinzu, „die arme Frau ist so leidend, daß ich sie nichts kann thun lassen, und wir können es wirklich nicht erschwingen, noch eine andere Dienerin zu halten, ausgenommen für die ganz groben Arbeiten. Brod kneten ist aber so leicht und so reinlich, daß Sie, denke ich daran keinen Anstoß nehmen sollten."

Sie hatte eine so süße, innige, überredende Stimme, daß man, wie das alte Sprüchwort sagt, ein Herz von Stein haben mußte, um nicht gerührt zu werden. Sie wirkte allmächtig auf ihn. Er fand, daß sie wahrhaft majestätisch aussah in ihrer Einfachheit, wahrhaft reizend in ihrem Selbstbewußtsein und in ihrer Würde.

Er lehnte sich auf das Fensterbrett und blickte unverwandt in die Küchenstube hinein. Es war beinahe Abend, und als die Schatten draußen immer tiefer wurden, leuchtete der freundliche Glanz des kleinen Gemaches immer heller auf, das Feuer loderte empor und warf seine blitzenden Streiflichter auf die blinkenden Kessel und die Porzellan-

gefäße. Seine poetische Seele empfand, was alle Dichter fühlen, den unwiderstehlichen Zauber der Natur.

„Es ist hier wirklich allerliebst,“ sagte er.

Ihr Antlitz leuchtete, es war über und über glanzumflossen, denn sie war glücklich.

„Meinen Sie? Ich denke es auch. Es liegt in so einer kleinen, stillen Küche ein Etwas, das für mich einen großen Reiz hat. Ich fühle mich ganz glücklich, daß ich hierin anders denke, wie sonst die Leute im Allgemeinen; mir ist wirklich so recht wohl an solchen kleinen, behaglichen Orten; müßte ich in der großen Wüste eines Palastes leben, ich glaube, ich wäre verloren. Schon in der Dechanei kommt es mir manchmal vor, als wäre es eine Arbeit, von dem einen Ende des großen Besuchszimmers bis an's andere zu gehen. Sind sie nicht angefüllt, so sehen sie wüst aus, und wenn sie voll Menschen sind, was ist dann für ein Gewirr darin! Einen oder zwei Freunde, bei einem netten, munter flackernden Feuer, wie dieses hier, ist das nicht wunderhübsch?“

Philipp sagte Nichts. Ihr Gesicht war so sprechend, so voll Leben, als sie dies zu ihm sagte — der gegenwärtige Augenblick war gerade so, wie sie es beschrieb, und wirkte mit all' seinem Frieden und seiner Behaglichkeit auf ihn ein. Er wünschte fast, sein Geschick möchte ihn zu einem so einfachen Leben, wie sie es liebte, bestimmt, die Nothwendigkeit möchte ihn an ihrer Seite in eine solche Lage versetzt haben. Doch die Nothwendigkeit hatte dies nicht geboten.

Wir können nicht nach unserm Willen uns erniedrigen. Das fühlte er. Die einfachste Lösung der Frage, mit der seine Gedanken jetzt immer und überall sich am ausschließlichsten beschäftigten, war die, sie zu dem Platz an seiner Seite zu erheben. Denn ohne sie an seiner Seite, was war da das Leben? Doch was würde seine Mutter dazu sagen?

Fünftes Kapitel.

Jetzt aber öffnete sich die Thür der kleinen Küche, und Herr Lovel trat herein. Er hatte den ganzen Tag hindurch viel bei den allerarmseligsten seiner Pfarrkinder zu thun gehabt; er war äußerst ermüdet, seine Schuhe und seine Kamaschen waren mit Koth bespritzt, sein Hut war abgetragener und sein ganzes Aussehn noch unanständiger, um nicht zu sagen bettelhafter denn je.

Philipp erblickte ihn mit völligem Widerwillen. Er war unsauber, wirklich unsauber! ein schäbiger, gemeiner Sonderling! Was für eine abgeschmackte Verachtung bewies er gegen Dinge, die alle anständigen Männer zu achten sich gewöhnt hatten.

Es ärgerte Philipp, als er sah, daß Hernana sich umwandte, auf ihren so schäbig, ja nach seiner Ansicht widerwärtig aussehenden Vater zuflog, ihn zärtlich umarmte, einen Kuß auf seine Wange drückte und ausrief:

„Theurer, theurer Papa! wie sehen Sie ermattet aus! Und nun ist kein Brod zu Ihrem Abendessen gebacken! Warum habe ich nur still gestanden! Warten Sie nur einen Augenblick, gleich hole ich ein Laib vom Bäcker; setzen Sie sich aber hin," und damit drückte sie ihn in einen Stuhl am Feuer, kniete nieder, knöpfte seine Kamaschen auf und wollte ihm seine beschmutzten Schuhe ausziehen.

„O, Miß Hernana, lassen Sie mich das thun!" rief Frau Würden und wollte aufstehen.

„Bleibt ruhig sitzen, sage ich Euch, sitzt still! Lieber, bester Papa! wie ermüdet sehen Sie aus!"

Sie, auf der Erde knieen und solche beschmutzte Kamaschen und Schuhe anfassen! Das hieß zum Schlimmen das Schlimmste fügen! Der Widerwille trieb ihn vom Fenster fort. Aber er mußte bald wieder dahin zurück=

kehren. Er war wie gebannt! sie hatte einen Zauber über ihn ausgebreitet! Sie mochte thun was sie wollte — was ihm mißfiel, was ihm zuwider war — sie blieb doch Hernana!

Herr Lovel schien wirklich überaus schwach und ermattet zu sein. Er sank in den Lehnstuhl zurück, in den sie ihn niedergesetzt hatte; seine Farbe war matt; ein blauer Schein spielte um seine Schläfe; er sah so elend aus, daß selbst das harte Herz voll Stolz und Weltlust gerührt wurde.

Philipp betrachtete ihn mit einiger Theilnahme. Sie stand neben ihrem Vater und beobachtete ihn mit einem Ausdruck voll Liebe, Ehrfurcht, Zärtlichkeit und Angst. Dann setzte sie sich eiligst ihre Haube auf, die auf dem nahestehenden Tische lag, und machte sich fertig, das Haus zu verlassen.

Philipp stand an der Hausthür, und so traf sie ihn dort.

„Sie können doch zu dieser späten Abendzeit nicht mehr allein ausgehen?"

„Ich muß aber, begleiten Sie mich; wie krank er aussieht! Er ging diesen Morgen schon angegriffen fort — aber er läßt sich ja durch nichts von seinem Berufe zurückhalten. Das Fieber geht herum, und es sind viele, viele daran krank — ach, so krank, so elend! Er muß gleich etwas Branntwein trinken; er war den ganzen Tag in diesen Fieber-Höhlen. Ach, wie konnte ich nur so vergeßlich sein!"

Sie lief fort, und Philipp folgte ihr stillschweigend.

Sie kam an das nächste Gasthaus und trat hinein, ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen.

Unbeschreibliche Gefühle wogten in Philipp's Brust, als er vor der Thür stand, er ging nicht mit hinein, er blickte nur in das Haus und sah diesen Engel des Lichts und der Reinheit, den seine Tugend wie ein schützender Harnisch umgab, eintreten in die Höhle des Lasters und der Versunkenheit, wo mehrere rohe Bursche lachten, rauchten und tranken. Sie forderte schnell etwas Branntwein, bezahlte und eilte hinaus.

Sie flog die Straßen mehr hinunter als sie ging; er folgte ihr auf dem Fuße, doch sie schien sich seiner gar nicht mehr zu erinnern; sie dachte nur an ihren Vater. Sie öffnete die Hausthür und trat ein, von Philipp gefolgt, der an der Thür der kleinen Küche eben so stehen blieb, wie an der Branntwein-Schenke, nicht hineingehend, nur hineinblickend, während sie hineinflog, eiligst ein kleines Glas Branntwein mit Wasser vermischte und es dann Herrn Lovel's bleichen Lippen darbot.

„Branntwein! nein, meine Liebe!" sagte er, wehrte es ab und schüttelte den Kopf.

„Sie müssen — Sie müssen! Ich fragte gestern Lady Aylmer's Arzt — o, wie konnte ich nur so sorglos sein! — der sagte mir, es sei das Beste, Ihnen, wenn Sie schwach und krank aus den Höhlen des Elends und der Pestilenz heimkehrten, dann sogleich ein Glas Branntwein mit Wasser zu bereiten, um Sie vor dem Fieber zu schützen. Nehmen Sie es — nehmen Sie es, lieber, lieber Papa!"

Er trank ein wenig, doch nur ungern, und meinte, es würde ihm davon vielleicht besser werden.

„Ich fühle mich recht krank," setzte er hinzu.

Die alte Frau war vom Stuhl aufgestanden und hinkte zu ihrem Herrn, so gut als ihre steifen Glieder es ihr nur immer gestatten wollten.

„Ach ganz gewiß, Herr Lovel — mein theurer Herr, Sie sind krank, Sie haben sich das Fieber geholt. O Jemine! o Jemine!"

„Nein, ich hoffe, es ist nicht geschehen — ich baue auf Gott, daß es nicht geschehen ist!" rief Hernana aus.

Der junge Mann stand noch immer an der Thür, bot seinen Beistand nicht an, beobachtete aber, wie gefesselt, diese Scene, die so viel seltsame, widersprechende Gefühle in ihm erregte.

Er konnte bei so viel moralischer Schönheit nicht unempfindlich bleiben; denn wie Philipp auch sonst sein mochte,

er hatte Poesie in sich und also auch moralischen Sinn. Und doch, während er dastand und ihre kindliche Liebe so sehr bewunderte, war in dem Ganzen etwas, was seinem Stolz und seinem falschen überbildeten Ehrgefühl mißfiel.

Er hatte sich zuweilen in den Roman hineingeträumt, Hernana zu seinem Weibe zu nehmen. Aber ein Weib zu nehmen, ist für Männer von seinem Schlage eine wirklich sehr bedenkliche Sache. Sie besitzen nicht Herz genug, um den Gedanken mit seiner ganzen Welt voll zarter Sympathieen zu erfassen. Bei ihm war die Zuneigung mehr ein Kind der Einbildungskraft, als des Gefühls. Er war mit sich selbst in beständiger Uneinigkeit; bald wollte er, bald wollte er nicht, wie seine Phantasie ihn gerade anregte. Aber niemals dachte er daran, daß er in diesem Tändeln mit seinen eigenen launenhaften Phantasieen leichtsinnig mit dem Glück eines anderen Wesens spiele. Was er fühlte, drückte er aus; fühlte er nichts mehr, so blieb er fort. Sie sah ihn stets unter dem Einfluß zärtlicher Empfindungen, man kann sich also nicht wundern, wenn sie sich aufrichtig geliebt glaubte. Er liebte sie immer, wenn sie ihn sah. Sie konnte die Tiefe und Weite seiner Liebe nur nach ihrem eigenen Herzen abmessen, und ihr Herz war ganz Aufrichtigkeit und Treue. Wie konnte sie also dem seinigen mißtrauen?

Das kam ihr niemals in den Sinn! Daß Philipp sie liebte, davon war sie überzeugt; und jetzt, als sie angstvoll über ihren Vater sich hinlehnte, erhob sie den Kopf und bemerkte, als sie sich umblickte, Philipp, der auf der Thürschwelle stand; da durchbebte ein plötzlicher Freudenstrahl, o ein so köstlicher! ihr Herz. Er war hier! seine Liebe und sein Mitgefühl erfüllten selbst diese Augenblicke voll Angst mit Himmelswonne!

Sie richtete ihr ausdrucksvolles Auge auf ihn. Er konnte diesem Ruf nicht widerstehen; in diesem Moment war sein Herz wie es immer hätte sein sollen.

Er trat über die Thürschwelle und fragte mit jenem zärt-

lichen Ausdruck seines Gesichts, den seine Züge so schön wiederzugeben vermochten:

„Kann ich Ihnen irgend worin nützlich sein, theure Hernana?“

„Er ist sehr krank; Sie sehen, er ist sehr krank,“ sprach sie in größter Seelenangst. „Was soll geschehen?“

Als sie so fragte, verschlimmerte sich ihres Vaters Aussehn plötzlich auffallend. Trotz seiner Anstrengungen, sich aufrecht zu erhalten und ihr zu versichern, daß es mit ihm nicht schlecht gehe, verbreitete sich eine Todtenbläße über sein Antlitz, seine Augen schlossen sich, er fiel in seinen Sessel zurück, und alle seine Glieder zitterten heftig.

„Sie müssen sogleich Hülfe haben,“ rief Philipp aus. „Hier ist nicht Alles beim Rechten. Lassen Sie mich Hülfe holen. Wo soll ich hingehen?“

„Unser Apotheker ist der alte Herr Singleton; o, gehen Sie, gehen Sie — eilen Sie, eilen Sie, liebster Philipp! Er ist sehr krank — sehr schlecht, sehr schlecht! O Papa, Papa! Vater — lieber Vater!“

Philipp zögerte nicht länger, sondern beeilte sich, den Apotheker Singleton aufzusuchen. Er lief die Straße entlang und trat in den kleinen, etwas dunklen Laden; denn Herr Singleton war nur ein Arzneibeflissener von geringerer Bedeutung und hatte seine Kundschaft meist nur unter den Armen. Er war übrigens ein geschickter und erfahrener Mann; oder vielmehr ein Mann, der die Erfahrung zu benutzen verstand — denn Erfahrungen kann ein Jeder machen; der Unterschied zwischen den Menschen ist der, daß der Eine Goldklumpen in dem Sande entdeckt, auf dem er umhergeht, während der Andere zwar sieht und unterscheidet, aber sich nichts aneignet. Dies nur nebenbei. Philipp trat also schnell in den kleinen Laden ein, in dem ein junger Mann, der bei der Bereitung der Arzeneien beschäftigt wurde, hinter dem Ladentische stand. Er sah ganz erstaunt aus, daß ein so feiner, vornehmer junger Gentleman den Laden des Herrn

Singleton betrat, und wollte eben auf die allerhöflichste Weise, die er nur ersinnen konnte, seinen Kunden anreden. Aber —

„Ist Herr Singleton zu Hause?" fragte hastig Philipp.

„Ja, Sir, er ist so eben eingetreten; aber seit fünf Uhr Morgens war er auswärts, und jetzt sitzt er beim Thee. Womit kann ich das Vergnügen haben Ihnen aufzuwarten?"

„Ich muß Herrn Singleton sprechen. Geht es hier hinein?"

Und ohne erst eine Erlaubniß abzuwarten, trat Philipp in einen Gang im Hintergrunde des Ladens, öffnete eine Thür und trat in das Sprechzimmer des Apothekers.

Dieser war ein kleiner, sonderbar aussehender Mann, doch lag auf seinem Gesicht ein merkwürdiger Ausdruck von Scharfsinn. Der arme Mann, er hatte so eben nach einem fast zwölfstündigen Tagewerk seine beschmutzten Stiefeln ausgezogen, erfreute sich der Ruhe in seinem Lehnstuhl, trank eine lieblich duftende Tasse Thee, aß dazu ein Butterschnittchen und las seine Zeitung.

„Herr Singleton!"

„Zu Ihren Diensten. Ich habe noch nicht das Vergnügen gehabt — Ei! ei! ei! Ich bitte um Verzeihung, Herr Philipp Gorhambury. Womit kann ich Ihnen dienen, Sir?"

„Ach, es ist nichts für mich selbst; ein Kranker —"

„O, Theuerster! o Verehrtester! Kann der Kranke nicht noch ein bischen warten. Ich bin erst so eben nach Hause gekommen; ich muß wenigstens eine Stunde Ruhe haben. Die Natur fordert ihr Recht — in drei Viertelstunden will ich bei dem Kranken sein."

„Das geht nicht an; Sie müssen gleich kommen. Herr Lovel hat einen sonderbaren Anfall bekommen und ist —"

„Herr Lovel ist es?" und sogleich sprang er auf und fuhr in seinen langen Rock. „Herr Lovel ist krank! Hm! Hm! ich wußte nur zu gut, daß es dahin kommen mußte.

Der gesegnete Heilige, der Märtyrer! Vom Fieber befallen! Ja, ja! Ich möchte hundert Pfund gegen einen Schilling wetten, er hat das Fieber!"

Er rannte in seinen Laden, ohne nur erst seinen Rock zuzuknöpfen, und faßte überall herum; nachdem er eine Flasche mit Arznei gefüllt hatte, lief er mit raschen Schritten die Straße hinunter, und Philipp folgte so schnell er nur konnte.

Herr Singleton trat mit Philipp in die Küche, doch war der kleine Raum jetzt leer. Selbst die arme, gelähmte Frau Würden hatte sich nach oben hinauf geschleppt.

Durch einen Gang, der an die Küchenthür stieß, gelangte man zur Treppe.

Herr Singleton ging bis unten an die Stufen und rief: „Miß Hernana!"

Sogleich flog sie zu ihm herab.

Ihr Gesicht war ganz roth und voller Thränen, ihr ganzes Wesen in größter Besorgniß und Verwirrung.

„O, Sie sind gekommen! Wie danke ich Ihnen dafür! Gott segne Sie! Er ist sehr krank. Was kann ihm fehlen?"

Das Alles wurde von ihr mit ängstlicher Hast und bebender Stimme gesprochen, während der alte Apotheker, so rasch er konnte, die Treppe hinaufhumpelte; und bald hörte man seine schweren Fußtritte in der oben gelegenen Stube.

Philipp blieb in tiefe Träumereien versunken am Küchenfeuer stehen und blickte in die glühende Asche.

Das Gemälde aus dem niederen Leben um ihn her stimmte so wenig mit seiner Gedankenrichtung überein, es war ihm so mißfällig, so abstoßend, und doch haftete sein Geist mit seltsamer Hartnäckigkeit an Hernana's Bild, haftete daran, wie an Etwas, ohne dessen Besitz dieses Leben, die Welt, alle ihre Vorzüge und alle ihre Güter werthlos und nichtig seien.

Er liebte sie; er fühlte, er wußte, daß er sie liebte.

Es flüsterte ihm Etwas in seinem Innern zu, daß diese Liebe eine aufrichtige, eine großmüthige, eine veredelnde Liebe

sei; daß seine Wahl weise, glücklich und lobenswerth sei, daß er durch ihren Einfluß ein besserer Mensch — ein würdigeres, edleres menschliches Wesen und auch ein glücklicher Mann werden könne — daß ihm hier ein Glück winke aus der sichersten und besten Quelle der Glückseligkeit.

Das Gemälde hatte aber auch seine Kehrseite.

Diese Kehrseite bestand eigentlich nur aus einer Schaar von Nichtigkeiten — aus eitlen Tändeleien, denen aber sein falscher und prunksüchtiger Geschmack und sein verweichlichter Charakter eine unverständige Wichtigkeit beilegte. Diese zahllosen Bedenklichkeiten, die nur ein einziger Augenblick ernster Ueberlegung in ihrer ganzen Unbedeutendheit dargestellt hätte, drängten sich quälend seiner Seele auf, faßten ihn bei seiner schwächsten Seite und bemühten sich, wie die alte Legende von der Wahl des Lebensweges erzählt, durch ihren trügerischen Schimmer die ernsten und erhabenen Wahrzeichen einer höheren Welt zu verdunkeln.

Es ist sonderbar, aber es ist so, daß die Männer, selbst wenn sie tief und aufrichtig lieben — wenn die innigste Herzensneigung sie bewegt, wenn sie freudig und dankerfüllt diesem Zuge folgen sollten, oft nicht den Muth, die Männlichkeit und die Kraft haben, die bessere Wahl für sich selbst zu treffen. Es erfordert freilich eine gewisse, ja eine beträchtliche Stärke des Geistes, einer würdigen Wahl nicht zu entsagen und einen weisen Entschluß auszuführen, den unser Herz billigt, wenn die trügerische Stimme der Gewöhnung, der weltlichen Rücksichten und des gewöhnlichen Laufes der Dinge sich dagegen erhebt.

O! wie viel Glückseligkeit haben Menschen schon zu mancher Stunde von sich gestoßen, weil es ihnen an Muth fehlte, sie da zu finden, wo sie einzig gefunden werden kann, in den unbefangenen Eingebungen ihres eigenen Herzens.

Philipp Gorhambury stand neben dem Feuer und blickte in die glühende Asche, getheilt zwischen dem Entzücken einer

edlen, würdigen Liebe und tausend eitlen, kleinlichen, nichtigen Ursachen zu Zweifel und Unentschlossenheit.

Und seine Mutter nun gar! Was würde seine Mutter sagen? Was würde sie davon denken? Dann wandten sich seine Gedanken auf seinen Vater, der auf's schrecklichste enttäuscht und erzürnt darüber sein würde; doch daraus machte er sich wenig, dem konnte er Trotz bieten.

Aber seine Mutter! seine elegant gewöhnte, talentvolle, feine, hochgebildete Mutter! Ihre Verachtung! Wie konnte er ihre Verachtung ertragen? Wie den Zorn und das Mitleiden, mit welchem sie, wie er wußte, auf Alles herabzublicken pflegte, was nur irgend hochgesinnte, romantische Lebensrichtung oder kühne Nichtachtung der Meinungen der Welt genannt werden konnte, selbst bei solchen Angelegenheiten, in welche die Welt sich gar nicht zu mischen hat. Es war aber nicht der Gedanke an die Kränkung ihrer Gefühle und an den Kummer, den er seiner Mutter dadurch bereiten mußte, was ihm Unruhe verursachte; er fürchtete nur ihr verächtliches Mitleid, ihre Nachsicht, ihre verletzende Theilnahme, ihre unverstellte, beschämende Verwunderung über seinen Geschmack!

Man wird hieraus abnehmen können, wie es mit Philipp Gorhambury's Herz beschaffen war, oder vielmehr, ob seine Erziehung dazu angethan gewesen, die guten Gefühle, welche die mütterliche Natur in ihn gelegt hatte, auszurotten oder zu entwickeln! So stand er sinnend am Feuer, bis er Herrn Singleton langsam die Treppe herabkommen hörte und dieser, gefolgt von Hernana, in's Zimmer trat.

Ihr Haar war ganz in Unordnung gerathen und fiel malerisch schön über ihr Antlitz herab, dem die Bewegung ihres Herzens den edelsten und anziehendsten Ausdruck verliehen hatte. Tiefe Gefühle bringen auf manchen Zügen die schönste Wirkung hervor. Das war ganz besonders bei Hernana der Fall.

Philipp's schwärmendes Auge weilte mit Bewunderung auf der unübertrefflichen Schönheit ihrer Erscheinung; sie selbst war sich des Eindrucks, den sie hervorbrachte, kaum bewußt und dachte auch in diesem ernsten Augenblicke gar nicht an ihren Geliebten — sie fragte nur ängstlich und in abgebrochenen Sätzen Herrn Singleton über ihres Vaters Zustand.

Der alte Mann konnte ihr wenig Trost geben. Er ermahnte das junge Fräulein nur zu Fassung und Standhaftigkeit, während sie mit fast gebrochenem Herzen ihm das Geständniß ablockte, daß ihres Vaters Krankheit einen höchst bedenklichen Grad erreicht, genug, daß sein Leben in Gefahr sei. Nun konnte sie sich nicht länger halten, ihr Schmerz, dem sie freien Lauf ließ, war so aufrichtig und so tief, ihre Gefühle, die sie für den Augenblick ganz fortrissen, waren so stark und so innig, daß sie das Mitgefühl ihres Geliebten auf das lebhafteste anregten und ihn völlig überwältigten; eine schöne Scene in einem Trauerspiel würde freilich dieselbe Wirkung auf ihn hervorgebracht haben.

Nach Herrn Singleton's Entfernung war sie auf die kleine Bank neben dem Feuer hingesunken und überließ sich für den Augenblick ganz den Ausbrüchen ihrer Verzweiflung. Er widerstand nicht länger; es erwachte alles wirklich Gute in ihm, er trat auf sie zu, setzte sich an ihre Seite, ergriff ihre Hand, drückte sie herzlich, sprach mit dem Tone männlicher Zärtlichkeit und Festigkeit zu ihr, der einem Frauenherzen so theuer ist, und versuchte es, sie zu trösten.

„Theure, theure Hernana! Härmen Sie sich nicht so sehr! Ueberlassen Sie sich nicht ganz Ihrer Verzweiflung! Der Arzt sagte Ihnen ja, es sei noch Hoffnung."

Sie schüttelte den Kopf.

„Gewiß, er hat es gesagt. Und nun, Geliebte, fassen Sie sich; hören Sie mich; lassen Sie uns darüber nachdenken, was wir thun können, meine süße Hernana", und dabei machte er ihre andere Hand zu seiner Gefangenen. „Sie wissen,

daß Sie über mich verfügen können; nehmen Sie keinen Anstand — wir verstehen ja einander. Ich besitze die Mittel, warum sollten Sie nicht davon Gebrauch machen? Sie können über Alles verfügen, was ich besitze. Diese Fieber erfordern eine eigene Behandlung. Was thun wir zuerst? Haben Sie Vertrauen zu Herrn Singleton? oder soll ich anderen Rath herbeischaffen? Eine Wärterin? Gewiß, Sie müssen sogleich eine Krankenwärterin zum Beistand haben. Guten Wein? Ich hörte, daß Herr Singleton etwas von stärkenden Mitteln sagte — von Aufhelfen? Mein Vater besitzt vorzüglichen Madeira — oder vielleicht Claret — mir ist, als hätte ich Claret empfehlen hören. Alles — Alles, was dienlich ist — sagen Sie mir nur, was zuerst geschehen soll?"

Das Alles fragte er in größter Schnelligkeit, hielt dabei ihre beiden Hände mit den seinigen umschlossen und sprach so theilnehmend, so ernst, so gefühlvoll.

Für einen Augenblick — es war eine menschliche, es war eine weibliche Schwäche, die wir verzeihen müssen — war alle ihre Besorgniß um ihren Vater vor der entzückendsten Freude in Vergessenheit gerathen. Sie blickte zu ihm auf, ihre Augen begegneten sich. Die seinigen strahlten glühende Leidenschaft, und die ihrigen — wer ermißt die Tiefe des Gefühls, das aus ihnen sprach! Es war von ihrer Seite jedoch nur die Schwachheit eines Augenblicks; sie entzog ihm ihre Hände, bemühte sich ihre Fassung wieder zu gewinnen, das Pochen ihres Herzens zu unterdrücken, und sagte:

„O Dank! Dank, Philipp! Es giebt nichts, was ich für meinen Vater nicht mit Freuden von Ihnen annehme."

Als sie so sprach, war ihm, als liege etwas ihn ihrem Antlitz, in ihrer Gestalt, in dem Klang ihrer Stimme, was nie ein anderes Weib besessen, und als liebe er sie mehr, als je ein Mann ein Weib geliebt habe! Er war glücklich, mehr als glücklich!

Sie brauchten nicht lange Zeit zu ihren Berathungen über die besten Maßregeln. Philipp bot ihr zuvörderst an, sogleich seines Vaters Arzt herzusenden. Das lehnte sie zwar ab, weil sie Herrn Singleton fest vertraute; doch nahm sie mit Dank sein nächstes Anerbieten an, sogleich eine Krankenwärterin aufzusuchen und dieselbe zu Hernana's Beistand herzuschicken, denn sie fühlte, daß eine erfahrene Hülfe ihr von großem Nutzen sein würde.

Dann schlug Philipp Wein und andere gute Dinge vor, die sie aber als jetzt nicht nöthig zurückwies; indeß er dachte bei sich, daß sie dieselben doch nöthig haben möchte, und beschwor sie, an ihre eigene Gesundheit zu denken und für sich selbst Sorge zu tragen, und das mit einem Ausdruck, der auch ohne bestimmte Worte ihr sagte, daß das Glück eines Anderen bei ihrer Erhaltung betheiligt sei. Und in dieser Ueberzeugung versprach sie mit seligster Freude Alles zu thun, was sie könne, den Wein anzunehmen, den er ihr schicken würde, und außerdem noch Alles, was Herr Singleton empfehlen möchte.

Er blieb immer noch plaudernd und zuredend stehen, und hatte immer noch etwas zu sagen; sie aber fühlte schon, daß sie unrecht thue, daß sie selbstsüchtig sei, daß sie bei ihrem Vater sein sollte — an nichts als an ihren Vater denken müsse.

Endlich verließ er sie, und sie stieg die Treppe zu dem Krankenzimmer hinauf. O! was war sie jetzt für ein ganz anderes Wesen, als da sie vor zehn Minuten das Zimmer verlassen hatte! Es war ihr, als schwebe sie in der Luft! ihr ganzes Sein war verändert — gestärkt, veredelt, lichtumflossen! Sie kam sich vor, als lebe sie in einer anderen Welt; alle ihre Fibern schlugen höher, neuer Muth, neue Kraft, neues Leben, neue Freude! Und o, des Glücks! welche edle, erhabene Gefühle! Welche innige Aufwallung des Dankes! welcher hochherzige Drang, all' diese neue Kraft nur auf das Gute hinzuwenden — von ihrer Seligkeit so viel mitzutheilen und zu übertragen, daß alle lebende

Wesen in Gottes Schöpfung davon sich erwärmt fühlen sollten! Welche Energie für die Erfüllung ihrer Pflicht! Welche Kraft zum Ertragen! Welche hohe Selbstentäußerung, jetzt, wo ihr Dasein so unschätzbar köstlich geworden!

O, es ist dies der herrlichste Augenblick im Leben des Weibes! das erste Entzücken, die erste reine Begeisterung der Liebe!

Sechstes Kapitel.

Philipp verließ die Stadt nicht, er kehrte nicht zu seiner Mutter zurück, wie er zuerst beabsichtigt hatte. Unter dem Einfluß der Gefühle, die ihn jetzt ganz beherrschten, war es ihm unmöglich, sich von dem Ort zu trennen, wo Hernana lebte. Alle seine besten Empfindungen waren in ihm erwacht; seine Liebe schien wie mit zauberischer Macht alles Vortreffliche erweckt zu haben, was in seinem Charakter lag.

Er ging die Straßen von M... entlang, nach dem großen hohen Hause hin, das seines Vaters Wohnung war, und dachte unterweges über viele schöne und gute Dinge nach. Er verglich die Lebensansichten seiner Mutter mit dem Leben Hernana's; ihre einfache Hingebung an das Nützliche und Nothwendige, ihren unerzwungenen Gehorsam gegen die Forderungen der Liebe und Pflicht, mit einem Dasein, das nur der Kunst geweiht war; er fand, daß in ihrer Lebensauffassung etwas Erquickliches und Stärkendes für die Seele liege, und im Vergleich hiermit sanken, wie es ihm jetzt schien, die leeren künstlerischen Bemühungen, wären sie auch dem Studium der höchsten Schönheitsformen geweiht, ihm zu völliger Bedeutungslosigkeit herab.

Was für ein eitles, wesenloses Phantom war dieses S c h ö n e in Vergleich zu dem G u t e n!

In seiner gegenwärtigen Stimmung erschienen ihm selbst die Umgebungen Hernana's, die seinen Geschmack zuerst so beleidigt hatten, in einem ganz anderen Lichte. Aber auch hierin blieb er dennoch Künstler, und es war als würde ein liebliches häusliches Stillleben von Gainsborough oder Collins mit einem Claude Lorrain oder Poussin verglichen.

Selbst die nähere Vertrautheit mit dem Gegenstande seiner Betrachtung, die Behaglichkeit und Anmuth des Anblicks, den er täglich darbot, verliehen all' den kleinen Einzelheiten desselben ein Interesse, das er niemals vorher empfunden hatte.

Diese kleine Küche! Die alte Frau in ihrem hochlehnigen Armstuhl, die gefleckte Katze, die spinnend schlummerte, das freundlich lodernde Feuer, der flackernde Lichtschimmer mit dem Wiederschein auf den kupfernen Kesseln und Töpfen der Simse; der schneeweiße sandbestreute Fußboden, der dampfende Theekessel mit seinem einschläfernden Summen, und dazu das schöne Geschöpf mit den dunklen seelenvollen Augen und den schwarzen Haarflechten, wie es am Brod-Troge den Teig knetet.

Vor nicht viel länger als einer Stunde hatte er noch nicht gewußt, ob er von diesem Anblick entzückt oder beleidigt sein sollte; seitdem aber hatte er ein ganzes Jahrhundert in Liebe durchlebt. Er war völlig in ein Zauberland versetzt, wo die wirkliche Gestalt aller Dinge in einem Glanz der Verklärung erscheint.

So ging Philipp Gorhambury, in Betrachtungen vertieft, nach dem Pfarramt seines Vaters; mit ähnlichen Betrachtungen mag Tennyson beschäftigt gewesen sein, bevor er eines seiner lieblichen poetischen Gemälde aus dem Alltagsleben entwarf. Und seine Gedanken wurden zu Worten und fügten sich von selbst in einen Rhythmus und in regelmäßige Verse; so wie er daher das Pfarramt erreichte, ging er sogleich in die Bibliothek, wo Feder und Tinte stets bereit standen, setzte sich nieder und schrieb — nicht die folgenden Zeilen, denn ich erspare sie meinen Lesern; doch wünschte ich

fast, sie wären mir gegenwärtig, wie sie es nicht sind, um zu zeigen, wie reizend sich ganz gewöhnliche Vorkommenheiten des Lebens in einem wirklich dichterischen Geist abspiegeln. Diese Zeilen hätten zum Beispiel und zur Warnung dienen können; die darin sich kundgebende Begeisterung für das Malerische hätte einige Besorgniß erregen können, wie es eigentlich mit dem Herzen beschaffen.

Gestehen muß ich — wenigstens fürchte ich es — daß Philipp's Träume über die Gegenwart auch nur der Gegenwart galten. Das Anziehende des Augenblicks nahm ihn ganz in Anspruch. Er blickte nicht vorwärts, und die süße Zukunft mit Weib und Häuslichkeit, die so lockend für des Mannes Phantasie ist, sobald diese erst daran haftet, lag für ihn, wenn er überhaupt schon daran gedacht, noch in dämmernder Ferne.

Hernana dagegen beurtheilte, wie alle Mädchen ihres Alters, die Natur und die Stärke der Gefühle ihres Geliebten nach der Ehrlichkeit und Einfachheit ihrer eigenen. Die Frauen sind, wenn sie einmal sich hingeben, aufrichtig in dieser Hingebung — treu ergeben — ihre Liebe ist so ganz ihr Leben geworden, daß sie derselben ohne Vorbehalt jede andere weltliche oder eigennützige Rücksicht zum Opfer bringen und daher nur zu oft nicht begreifen, wie es eigentlich mit der Liebe der Männer beschaffen ist; wie sie zugleich lieben und nicht lieben können; wie sie so viel wirkliche Neigung beweisen — und zwar ohne Falschheit, denn sie empfinden diese Neigung in jenen Augenblicken wirklich — und doch Alles unterlassen, was jeden Augenblick in ihrer Macht liegt, um sich den Gegenstand ihrer Leidenschaft zu sichern und das zukünftige Glück des Lebens durch jenes unwiderrufliche Wort zu befestigen, das aus zwei Wesen eines macht.

Das Tändeln, die Unbestimmtheit, das Schwanken der Männer sind eine Quelle großen und unbegriffenen Elends für die aufrichtigen Herzen der Frauen; sie können den Be-

weisen der Liebe nicht Widerstand leisten, sie können es nicht über sich gewinnen, an einer Leidenschaft zu zweifeln, deren Dasein sich nach ihrer Erwartung jeden Tag durch ein bindendes Wort bethätigen kann, durch ein Wort, das nie, nie kommen will, bis Hoffnung und Liebe ermatten und sterben — ein langes, schreckliches, schmerzvolles Hinsterben!

Hernana saß am Bette ihres Vaters und wachte angstvoll bei ihm, doch mit einem Herzen voll überwallender Glückseligkeit, so weit es ihre eigenen Aussichten betraf. Sie hatte schon früher an Philipp's Zuneigung geglaubt, sie hatte darauf gehofft, jetzt aber fühlte sie sich derselben gewiß. Er liebte sie! Und wenn er sie liebte, was konnte dann ihr Glück stören?

Lady Aylmer kam gleich am nächsten Morgen, so wie sie nur von Herrn Lovel's Krankheit unterrichtet war, um Hernana zu besuchen und ihr jeden Beistand anzubieten, der in ihrer Macht stand.

Sie öffnete die Hausthür und trat in das Sprechzimmer. Es war leer, sie begab sich daher in die Küche, wo sie Stimmen vernahm. Hernana hatte so eben, wie es schien, für ihren Vater ein wenig Haferschleim gekocht, sie wollte ihn durch ein Sieb in einen porzellanenen Napf durchschlagen. Und wer hielt ihr das Sieb, während sie mit beiden Händen den Topf in die Höhe hob? Wer anders als Philipp Gorhambury!

Lady Aylmer fuhr vor Erstaunen zurück. Die Küchenthür stand offen, ihre Annäherung war also nicht bemerkt worden, und die kleine Scene zeigte sich ihr in ihrer ganzen Einfachheit.

Sie stand verwundert still, doch lag auf ihrem Gesicht ein Ausdruck von Kummer und Besorgniß. Philipp hielt das Sieb sorgfältig mit beiden Händen, und er lächelte

Hernana so zärtlich an, als sie den Topf in die Höhe hob, um den Haferschleim recht sicher hinein zu gießen, und es gab dabei einen allerliebsten Austausch von neckischem Lachen und dann einen Blick voll Zärtlichkeit von seiner Seite, der ein plötzliches Erröthen des Entzückens über ihr ganzes Gesicht verbreitete.

Lady Aylmer seufzte und wendete einen Augenblick ihr Antlitz davon ab. Es war ein schmerzlicher Anblick für sie — ein sehr schmerzlicher, zu sehen, daß Philipp von Hernana geliebt werde! ein noch schmerzlicherer aber, daß es schien, als werde Hernana von Philipp geliebt! Denn Lady Aylmer kannte oder glaubte doch die Welt zu kennen. Sie hegte große Vorurtheile gegen die ganze Familie Gorhambury, denn sie hatte den Verdacht und die schlechte Meinung, die sie gegen den Vater hegte, auch auf die Frau und den Sohn übertragen. Schon in ihren glücklichen Tagen konnte sie dieselben nicht leiden, da deren Lebensansichten und Handlungsweise zu sehr im Widerspruch mit ihren eigenen Ideen standen. Sie hielt sie für kalt, weltlich und berechnend, und selbst die Talente, welche Mutter und Sohn so unzweifelhaft besaßen, vermehrten in ihren Augen nur die Summe ihrer Fehler.

Es betrübte sie der Gedanke, daß ein Herz wie Hernana's — ein Herz so edel und so köstlich — eben so aufgeopfert werden könne, wie viele, viele andere Herzen vor ihr aufgeopfert worden, — an Einen, der ganz unfähig wäre, ihren Werth zu schätzen. Wenn er sie liebte — und das mußte wohl der Fall sein, weshalb war er sonst hier? — so war sicher seine Phantasie dabei mehr im Spiel als sein Herz; angenommen, daß er überhaupt eines hatte.

Nachdem die Beiden mit einander noch mehrere liebevolle Blicke und freundliche Worte ausgetauscht hatten, nahm Hernana ihren Napf und stieg die Treppe hinauf; er setzte das Sieb fort und seufzte, wie junge verliebte Männer pflegen, sie wissen oft selbst nicht warum, und dann setzte er

sich auf den Sessel am Feuer nieder, stützte den Kopf in die Hand und seufzte wieder — seufzte als wolle er zerschmelzen, wenn das zu etwas helfen könnte.

Lady Aylmer war unentschlossen, ob sie näher treten solle oder nicht. Sie wollte und konnte Philipp Gorhambury nicht leiden, es war aber kein Grund zu einem hartnäckigen Vermeiden da, es konnte von üblen Folgen für sie sein, wenn sie in dem kalten Sprechzimmer nach einem Gang bei scharfem Ostwinde längere Zeit verweilte, einzig und allein um nicht mit ihm zusammenzutreffen. So trat also Lady Aylmer in die Küche.

Sie kannten sich beide von Ansehn, hatten aber selten mit einander gesprochen, doch kannte Philipp sehr gut Lady Aylmer's Geschichte und den Antheil, den sie Hernana bewiesen hatte. Wir haben gehört, wie seine Mutter nach ihrer Weise darauf anspielte.

Er schreckte aus seiner Träumerei auf, wie er Schritte vernahm. Als er bemerkte, wer es sei, stand er schnell auf und ging ihr mit einer Achtung und Höflichkeit entgegen, die ihr eben so unerwartet kam, wie sie davon eingenommen wurde; er bot ihr einen Sessel neben dem Feuer an und sagte etwas über Wetter und Wind.

Sie blickte ihn an — zögerte einen Augenblick, ob sie eine Höflichkeit von dem Sohne seines Vaters annehmen solle; aber sein verbindliches Benehmen siegte, sie konnte nicht widerstehen, sie nahm den Sessel am Feuer an und sah sich selbst mit Verwunderung hier neben dem Sohne des Herrn Gorhambury sitzen.

Sie blickte *seinen* Sohn an! den Sohn desjenigen, der nach ihrer geheimen Ueberzeugung auf irgend eine dunkle Weise zu dem Verschwinden ihres eigenen Sohnes in Beziehung stand. Der feste Glaube, daß ihr Sohn noch lebe und früher oder später wieder zum Vorschein kommen werde, war weder durch Zeit noch Ueberlegung erschüttert worden; es hatte sich bei ihr ein unbestimmtes Gefühl von erduldeter

Ungerechtigkeit festgesetzt, es war ihr fast, als ob Herr Gorhambury durch seine erzwungene Besitznahme wesentlich dieses Wiedererscheinen verhindert habe, worauf ihr bekümmertes Herz mit einer rastlosen, leidenschaftlichen Ungeduld noch immer harrte.

Bitter und schmerzlich waren die Gefühle, mit denen sie auf den schönen jungen Mann blickte, der nun ihres Sohnes Platz einnahm; welche Qual für sie, wenn sie damit das Schicksal ihres eigenen Kindes verglich, das allen schlimmen Fährlichkeiten der Verwahrlosung und der Niedrigkeit ausgesetzt war! Auf ihrem schönen bleichen Antlitz war der düstere Ausdruck eines bis zur Verzweiflung sich steigernden Grames ausgeprägt. Sie wandte den Kopf ab und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Er war so schön! Ein so feiner junger Mann! So voll Leben und Männlichkeit! Ein Bild der Jugend, in voller Kraft und Pracht! Und so könnte ihr Sohn auch sein — war es vielleicht! war es vielleicht! aber wo? ach wo? Und dieser hier nahm seinen Platz ein.

Philipp wunderte sich über ihre Aufregung, deren Ursache er nicht begreifen konnte; er wußte zwar, daß Lady Aylmer und sein Vater nicht in freundlichem Verhältniß standen, und er hatte dies gewöhnlich ihrem reizbaren Temperament und ihrer eifersüchtigen Hartnäckigkeit zuschreiben hören. Doch hatte die Größe ihres Unglücks und die Schwere ihres Mißgeschicks in ihm lebhaftes Mitgefühl und Theilnahme erweckt, und der seltsame Charakter ihrer Schönheit — ihrer so zu sagen geisterhaften Schönheit, denn von jener unglücklichen Zeit an hatte auch nicht der leiseste Anflug von Röthe ihr Antlitz gefärbt, — zog ihn an und rührte ihn; er bot also alle in seiner Macht stehenden Mittel auf, um die unangenehme Verlegenheit zu besiegen, in der sie einander gegenüber sich befanden.

Er redete sie in der verbindlichsten und achtungsvollsten Weise an, und obgleich es sich zuerst nur darum handelte,

ob sie ihm erlauben wolle, sie von ihrem schweren Mantel befreien zu dürfen, so war die Art, wie er sich dabei benahm, doch unwiderstehlich liebenswürdig.

Lady Aylmer fühlte, daß nach und nach ihre Abneigung durch Philipp Gorhambury's angenehmes Wesen besiegt werde, und sie kam in ein Gespräch mit ihm, sie wußte nicht wie.

Sie sprachen über verschiedene Gegenstände, über Tagesneuigkeiten, über Kunst und Literatur, und bei allen entwickelte Philipp eine sehr gediegene und angenehme Unterhaltungsgabe. Er sprach mit vieler Theilnahme von Herrn Lovel, erwähnte aber seiner Tochter mit keiner Silbe, eine Unterlassung, die der Lady Aylmer nicht entging.

Jetzt erschien Hernana. Sie war an ihres Vaters Krankenbett aufgehalten worden und entschuldigte sich wegen dieses längeren Verweilens. Lady Aylmer beobachtete die erhöhte Farbe, die verlegenen Worte und den ängstlichen Blick von beiden Seiten und richtete von neuem ihr Auge forschend auf Philipp's Züge.

An der Aufrichtigkeit seiner Regungen konnte kein Zweifel obwalten, sie verriethen sich durch die plötzliche Glut, die sein Antlitz übergoß, als das schöne Mädchen eintrat, und durch die halb verlegene, halb entzückte Weise, mit welcher er bemüht war, ihr kleine Dienste zu leisten.

„Wie befindet sich Dein Vater, meine Liebe? Es hat mich gefreut zu hören, daß er eine gute Nacht gehabt hat,“ sagte Lady Aylmer.

„Es geht ihm wirklich viel besser, gnädige Frau, ich bin Ihnen sehr verbunden. Ich bin beruhigt und fürchte für den Augenblick keine Gefahr; aber —“

„Was denn, meine Liebe?“

„Es scheint aber doch viel Grund zur Besorgniß vorhanden“ — dabei wandte sie sich an Philipp: „Der Arzt, den Sie diesen Morgen so gütig waren uns zu senden, ist, wie es scheint, der Meinung, daß mein Vater noch eine

lange Zeit hindurch nicht an die Erfüllung seiner Berufspflichten denken darf, und daß eine Veränderung des Aufenthaltes und der Luft unumgänglich nöthig ist, sobald er nur erst eine Reise aushalten kann."

„Das war seine Ansicht?" rief Philipp mit einem ängstlichen Blick, „und wohin will er Sie schicken?"

„Daran ist für's erste noch gar nicht zu denken," erwiederte sie mit einem flüchtigen Lächeln. „Noch ist keine Hoffnung vorhanden, daß mein Vater vor mehreren Wochen das Bett verlassen kann."

„Will er mich sehen?" fragte Lady Aylmer; „und kann ich Dir irgend worin beistehen, meine Theuerste? Meine Erfahrungen auf dem Krankenbett waren lang und schmerzvoll. Ich bin dadurch eine gute Wärterin geworden. Du mußt zugeben, liebe Hernana, daß ich bei der Pflege Deines würdigen Vaters Dir helfend zur Seite stehen darf — er ist mein bester Freund," setzte sie hinzu.

Ein Blick der innigsten Dankbarkeit war Hernana's Antwort.

„Und ich!" rief Philipp, „was kann ich thun?"

Den Verlauf eines solchen Liebesverhältnisses, wie das, in welchem Hernana sich befand, weiter zu verfolgen, würde langweilig und wenig anziehend sein. Es kamen darin keine Begebenheiten vor, außer jenen kleinen Ereignissen, welche die Liebenden durch vergrößernde Gläser betrachten. Kein Paroxysmus der Leidenschaft, keine zärtlichen, anziehenden Unterhaltungen; denn um die Wahrheit zu sagen, es ging zwar Alles zwischen ihnen so zu, als verständen sie einander vollkommen — was auch für jetzt der Fall war — nie aber war eine ausführliche Liebeserklärung über Philipp Gorhambury's Lippen gekommen.

Alles, was die innigste Liebe durch Blicke und Thaten

verrathen konnte, das Alles kam vor; Alles, nur nicht die unwiderrufliche Enderklärung; Alles, nur nicht die Erklärung in Worten, daß er sie liebe, nur nicht die in Worten ausgesprochene Bitte, daß sie sein Weib werden möchte.

Sie war auch ohne dieses zufrieden, denn sie fühlte, daß unter den gegenwärtigen Umständen, wo es unmöglich war, mit ihrem Vater zu sprechen, Philipp Gorhambury aus Schicklichkeit und Anstandsgefühl so handeln müsse; und seine Neigung wurde zu unumwunden an den Tag gelegt, auf jede mögliche Weise, wie eine Neigung sich nur offenbaren kann, als daß sie jenen quälenden Wechsel von Hoffnung und Furcht hätte empfinden sollen, der schon so manches Mädchens Herz aufgerieben und sie um Gesundheit und Heiterkeit betrogen hat. Sie war der Treue und Beständigkeit ihres Geliebten eben so gewiß, wie ihrer eigenen.

Lady Aylmer, die mehr Menschenkenntniß besaß und, wie wir wissen, nicht zu Gunsten des jungen Liebhabers eingenommen war, fühlte sich nicht so befriedigt. Sie wünschte, daß es zu einer Entscheidung kommen möchte; sie blickte nur mit Zweifel und Mißtrauen auf eine Neigung, der so mannigfache Hindernisse durch Stolz und Habsucht in den Weg gestellt werden konnten. Aber Philipp Gorhambury legte seinen Gefühlen so wenig Zwang auf, er zeigte seine Neigung so unbefangen in ihrer Gegenwart, daß es ihr doch fast eine Beleidigung schien, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Dennoch konnte sie sich ihrer Besorgnisse nicht erwehren.

„Herr Philipp Gorhambury läßt es sich sehr angelegen sein, Deinem Vater Aufmerksamkeiten zu beweisen," sagte sie eines Tages zu Hernana. „Ich finde, das ist sehr liebenswürdig von ihm. Wenige Pfarrers-Söhne würden glauben, daß ihnen irgend eine Verbindlichkeit obliege, sich um die Pflege der Vikare ihres Vaters zu bekümmern."

„Philipp ist wirklich liebenswürdig — o, so liebenswürdig!" seufzte Hernana.

„Vielleicht ein wenig zu liebenswürdig für einen unter uns, Hernana.“

„Vielleicht; ich weiß nicht — zuweilen denke ich —“

„Was denkst Du zuweilen?“

„Wie gefährlich es in dieser veränderlichen Welt sein muß, irgend Jemand zu sehr zu lieben.“

„Ich bin Deiner Meinung, meine Liebe: wir sollten das nicht. Es ist ein Unglück, wenn wir in unseren Herzen einem Abgott huldigen. Was kann sich nicht Alles ereignen — welche schmerzliche Wechselfälle und Verluste! Aber manchmal ist es noch gefährlicher, wenn uns dieser Abgott gelassen wird.“

„Ich verstehe Sie nicht recht, gnädige Frau.“

Sie saßen in der kleinen Kochstube, das Feuer brannte lustig, und draußen wurde es immer dunkler. Vor den Fenstern war es schwarze Nacht, aber das munter lodernde Feuer verbreitete ringsum eine immer wechselnde, doch immer freundliche Helle. Es war eine friedliche Stunde, die das Herz zur Vertraulichkeit stimmt.

In solchen Augenblicken zog überschwengliche Seligkeit und Freude in Hernana's Seele ein; die behagliche Stille rings umher war ihr so süß, und es kam ihr vor, als habe sie dann so rechte Muße, das geheime Entzücken, das ihr Herz schwellte, ganz zu genießen.

„Meine Liebe, es ist nicht gut, ein männliches Wesen zu unserm Abgott zu machen.“

„Nein, gewiß nicht; ich glaube in der That, das wäre etwas Schlimmes. Es würde, wie Sie sagen, eine Art Götzendienst sein; aber ich verstehe nur nicht recht, wie Sie gerade jetzt darauf kommen.“

„Du verstehst es nicht? Wirklich, dann —“

„Wenn Sie damit sagen wollen,“ entgegnete Hernana aufblickend, „daß ich Philipp Gorhambury zu meinem Abgott gemacht habe, so wären Sie wirklich im Irrthum. Ich empfand schon Anhänglichkeit für ihn, als er noch ein Knabe

war; ich ehre seine schönen und edlen Eigenschaften, aber ich habe ihn nicht zu meinem Abgott erwählt, denn Götzendienst ist ja die Anbetung von etwas Falschem, und ich verehre in ihm nur das Wahre."

„Der Himmel gebe, daß dem so sei," flehte Lady Aylmer im Stillen.

Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie:

„Und wie lange denkst Du bei dieser Anbetung zu verharren?"

„So lange ich lebe, wenn er sie verdient."

„Und was soll zuletzt aus dieser Anbetung werden?"

Hernana erröthete, antwortete aber nicht.

„Hat er je diese Frage an Dich gerichtet?"

„Er! wie sollte er? Theuerste Lady Aylmer, ich will mich nicht stellen, als verstände ich nicht, was Sie meinen; wie aber konnte er? Wie durfte er gerade jetzt es wagen? Mein Vater ist so krank! Ich habe keine Mutter! — ohne Sie wäre ich ganz allein!"

„Und bin ich nicht Deine Mutter?"

„Ja gewiß; mehr als Mutter; aber nicht, nicht — vielleicht nicht gerade für ihn."

„Und — verzeih', mein theures Mädchen, wenn ich unbescheiden bin, verzeih' es der Besorgniß einer treuen Freundin — hat er Dir nie etwas gesagt — was wenigstens entfernt darauf hindeutete —"

„O, mehr als hundert, hundert Mal!"

„Unzweideutig? so daß man es nicht mißverstehen konnte?"

„Was wollen Sie nur damit sagen, theure Lady Aylmer? Wenn Sie damit fragen wollen, ob er sich schon in bestimmten Ausdrücken erklärt hat — das noch nicht; das hat er nicht, das konnte er nicht; aber wenn beredte Blicke und abgebrochene Worte etwas bedeuten, so hat er seine Meinung auf jede mögliche Weise ausgesprochen! Ich müßte ein unwürdiges, argwöhnisches Geschöpf sein, wenn ich noch an ihm zweifeln wollte, nach dem, was geschehen ist."

Ihr Glaube war so heiter und unerschütterlich; ihr Vertrauen auf seine Treue so fest; sie sah so ruhig, so zutrauensvoll glücklich aus, daß Lady Aylmer fast mit sich selbst über ihren Argwohn unzufrieden war. Sie hätte viel darum gegeben, wäre es ihr möglich gewesen, des jungen Mädchens Ueberzeugung zu theilen; aber eine innere Stimme lehnte sich dagegen auf. Sie liebte diese Gorhambury's nicht. Weshalb sprach Philipp sich nicht aus? Weshalb machte er nicht wenigstens ihr, dem geliebten Mädchen, eine offene Erklärung? Weshalb that er nicht den edlen Schritt — den aufrichtigen, den einzig edlen Schritt, welchen ein Mann in diesem Falle thun kann — den Schritt, sich auszusprechen, sich selbst an das Weib zu binden, das er liebt.

Das aber that er niemals. Die Zeit verfloß, und die langwierige Krankheit des Herrn Lovel besserte sich endlich; und noch war nichts gesagt worden, was einen Mann von Ehre — in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, wie es auf Angelegenheiten dieser Art angewendet wird — unwiderruflich binden konnte.

Auf die Krankheit des Herrn Lovel folgte, wie der Arzt es vorausgesagt, ein lang sich hinziehender Zustand von Schwäche, zu dessen Hebung ein Wechsel des Ortes und der Luft unumgänglich nothwendig schien. Es wurde vorgeschlagen, er solle sich nach Penzance begeben, und zwar in Begleitung seiner Tochter und der Lady Aylmer, der es schien, als würde ihr das Leben unerträglich sein, wenn sie sich selbst überlassen wäre und der beständigen tröstenden Theilnahme ihres Umganges entbehren müßte; sie schickte sich daher an, die Beiden zu begleiten, um so mehr, als sie wußte, daß die Kosten der Reise in Herrn Lovel's Kasse eine große Ebbe verursachen würden, welche sie durch Theilung derselben vermindern könne.

Vater und Tochter nahmen den Vorschlag mit Dank an, und man traf Anstalten zum baldigen Aufbruch. Sie wollten sechs Monate abwesend bleiben, den Spätherbst und

Winter hindurch und noch die ersten Monate des Frühjahrs, denn es wurde für wünschenswerth erachtet, daß Herr Lovel während dieser Zeit die warme Luft von Cornwallis genieße.

Herr Lovel war jetzt wieder unten und saß auf einem Lehnsessel am Kamin des Sprechzimmers, aber er sah sehr blaß und angegriffen aus, sein ganzes Wesen hatte sich verändert; all' seine frühere Lebendigkeit und Energie war verschwunden, er schien nur noch der Schatten von dem, was er sonst gewesen. Die Aerzte gaben jedoch seiner besorgten Tochter die Versicherung, daß diese große Schwäche nur die gewöhnliche Folge einer solchen Krankheit sei, und daß die beabsichtigte Luftveränderung gewiß eine ganz wunderbare Wirkung hervorbringen würde.

So leidend er nun auch immer noch war, er war doch wenigstens wieder unten. Sie erfreute sich wieder seines Schutzes, und er konnte seine näheren Freunde wieder bei sich sehen, unter diesen natürlich Philipp Gorhambury. Und nun war die Zeit gekommen, wo einer vollen und unzweideutigen Erklärung seiner Neigung nichts mehr im Wege stand. Täglich wartete Hernana auf ein entscheidendes Wort, denn sie konnte es sich nicht möglich denken, daß er sie werde abreisen lassen, abreisen auf eine Zeit von sechs Monaten, in einem Zustande der Ungewißheit, der schon quälend zu werden anfing.

Philipp seinerseits schien auch zu fühlen, daß sein Verhältniß zu Hernana, seitdem Herr Lovel sich wieder unten befand, ein anderes geworden war, und hiermit änderte sich auch sein Benehmen. Seine Betheurungen treuer Hingebung hörten auf; er wurde nachdenklich und zerstreut, war oft verlegen und mißmüthig: jedes Mal wenn er das Haus betrat, schien es, als wäre er mit dem Entschluß gekommen, etwas zu sagen, was doch niemals gesagt wurde. Und warum wohl nicht?

Siebentes Kapitel.

Mistreß Gorhambury und ihr Sohn saßen zusammen im vertraulichen Gespräch, wie sie es oft zu thun pflegten, denn sie hatten eine aufrichtige Anhänglichkeit zu einander — freilich eine Anhänglichkeit nach ihrer eigenen Art, denn sie gründete sich auf einen nicht geringen Grad von Selbstschätzung, welche ein Jeder von ihnen gewissermaßen auch auf den Anderen ausdehnte, wie man es bei Charakteren von dieser egoistischen Gattung oft findet. Solche sind wirklich im Stande, ihre Eigenliebe auf ihre nächsten Verwandten auszudehnen, denn eben diese Eigenliebe ist oft das stärkste Band, welches zwischen ihnen besteht.

Philipp hatte instinktmäßig das Geheimniß seiner Liebe zu Hernana Lovel so viel als möglich verborgen gehalten, und dies war ihm auch so ziemlich gelungen; aber die Dame war doch zu fein und scharfsichtig, um ganz blind in der Sache zu bleiben; und wenn sie auch nicht ahnte, bis zu welchem Maße die Zuneigung Philipp's gediehen war, so achtete sie doch auf jede Gelegenheit, der ihm drohenden Gefahr zu begegnen und sie abzuwenden. Ihr Plan war, dem Gang seiner Gedanken und Neigungen durch unablässiges Bemühen eine andere Richtung zu geben, aber auf eine Weise, die seiner Aufmerksamkeit entginge und ihn nicht argwöhnisch mache; in dieser versteckten Kriegführung gegen das Glück der armen Hernana, und ohne Zweifel auch gegen ihres Sohnes bestes Heil und Glück, ging sie mit einer Schlauheit und unerschütterlichen Beharrlichkeit zu Werke, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre.

Denn obgleich sie dieses Verhältniß zu Herrn Lovel's Tochter als eine höchst unglückliche und erniedrigende Mesalliance anzusehen beliebte, war diese Anschauungsweise doch durch nichts gerechtfertigt. Herr Lovel war Gentleman von

Geburt und durch Erziehung; seine Tochter besaß alle Eigenschaften, die einem Weibe zur größten Zierde gereichen; es fehlten ihr nur jene äußerlichen Vorzüge, die entweder allein durch außerordentliche Naturanlagen und deren angestrengte Ausbildung, oder mit bedeutenden Geldmitteln zu erreichen sind. Auch war freilich keine Ausstattung mit dem jungen Fräulein zu erwarten, denn wo sollte das Geld dazu herkommen? Es bedurfte dessen zwar keineswegs, aber manche Eltern denken nun einmal so: gerade weil es deren nicht bedurfte, weil Philipp Gorhambury selbst genug und mehr als genug hatte, um alle vernünftigen Wünsche zu befriedigen, gerade deswegen konnte Mistreß Gorhambury den Gedanken nicht ertragen, daß er ein Mädchen ohne Ausstattung heirathen sollte.

Die unzähligen guten Eigenschaften, die sie besaß — ihre persönlichen Reize, ihre verständige Geschicklichkeit, ihr starker und doch so liebenswürdiger und freundlicher Charakter — von wie hohem Werth war dies Alles im Vergleich zu fünf- oder zehntausend elenden Pfunden, da Philipp selbst so viel Vermögen besaß! Aber ein Mädchen ohne Aussteuer heirathen, hieß sich ja völlig fortwerfen!

„Wie bist Du diesen Morgen so zerstreut, Philipp", redete ihn Mistreß Gorhambury an, die vor ihrer Staffelei saß, von der sie eine zeitlang fortgeblickt hatte, um ihren Sohn zu beobachten, der mit dem Pinsel in der Hand an einem Tische saß und vor sich eine Skizze hingelegt hatte, als wenn er sie kopiren wolle. Doch, obgleich er davor saß und seine Hand so hielt, als ob er zeichne, schien er in Wirklichkeit gar nicht darauf zu achten, denn er bewegte die Hand gar nicht und starrte in tiefe Träumereien versunken auf den Fußboden. Ab und zu seufzte er schwer auf, und seine Seufzer schienen ihn zu erwecken, denn er bewegte dann jedesmal hastig seine Hand, blickte auf die Zeichnung vor ihm, machte einige Striche und versank wieder in Träumereien. „Wie Du zerstreut bist, Philipp! welche Niedergeschlagenheit, darf ich mir als Mutter die Freiheit nehmen,

zu fragen, was Dir in Deinem gar zu prosaischen Leben denn so geistig Niederdrückendes zugestoßen ist? Du sitzest nun hier schon volle dreiviertel Stunden nach der Uhr von Shrewsbury, und giebst so tiefe Seufzer von Dir, als wolltest Du zerschmelzen, wie Rosalinde sagen würde, und thust gar nichts Anderes."

Als er die Stimme seiner Mutter vernahm, schrack er auf wie durch einen Gewissensruck, sah sie ganz verstört an, während sie sprach, und unwillkürlich wollte von neuem ein Seufzer in ihm aufsteigen, den er zwar schnell durch einen kurzen Husten zu unterdrücken trachtete, die Mutter war aber nicht so leicht zu täuschen.

„Schon wieder!" sagte sie. „Was in aller Welt kann Dir denn fehlen, Kind, daß Du so viel seufzest?"

„Seufzen! Ich weiß nicht, daß ich geseufzt hätte. Ich habe gar keinen Grund zu seufzen;" und dabei seufzte er wieder.

„Wieder und wieder und immer wieder", sagte die Mutter. „Mein lieber Sohn, verbirg mir Deinen Kummer nicht. Ich liebe Dich wirklich so zärtlich, mehr als gewöhnlich die Mütter ihre Söhne zu lieben pflegen; und der Gedanke, daß der Umgang mit mir einen Theil Deines Glückes ausmacht, ist meine Freude und mein Stolz; aber ich bin nicht so stolz und so ganz von mir eingenommen, daß ich mir einbildete, ich könnte allein Dein ganzes Glück ausmachen. Mein theurer Philipp, ich errathe sehr wohl, was Dir fehlt, wenn Du es auch vor mir verbergen willst."

Er warf einen raschen Blick unruhigen Bewußtseins auf sie. Er glaubte es sich sehr wohl denken zu können, was nun folgen würde; was sollte er sagen? — wie sollte er den Angriff abwehren? Oder war es nicht besser, gleich mit einem Mal die Wahrheit einzugestehen und die Nachsicht seiner Mutter in Anspruch zu nehmen?"

„Ich weiß sehr wohl, was Dir fehlt" — sagte sie.

Er wußte es auch nur zu gut.

„Du stirbst vor Ennui —“

Er hatte ein Gefühl wie Jemand, der sich angeschickt hat, einen steilen Pfad im Finstern aufwärts zu schreiten, und dessen Fuß unerwartet auf ebenen Boden tritt. Diese plötzliche Beseitigung aller Furcht und aller Schwierigkeiten verwirrten ihn förmlich.

„Du stirbst vor Ennui.“

„Nein, Mutter, sagen Sie das nicht — glauben Sie das nicht.“

„Du stirbst vor Ennui. Alle Charaktere von einer geistigen Ueberlegenheit fallen mehr oder weniger diesem bösen Feinde, Ennui genannt, zum Opfer; und die jüngsten oft am meisten, wenn sie begabt sind. Ich kann sehr gut die Einförmigkeit dieses Schlosses ertragen, das zwar romantisch gelegen erscheint, aber für den Geist trotzdem doch nur eine Art von Gefängniß ist. Ich aber bin nicht mehr jung. Ich habe meine Beschäftigungen und meine Zerstreuungen und kann es hier ganz gut aushalten. Aber Du — was kannst Du thun? Seit einiger Zeit schon denke ich viel darüber nach. Du stirbst vor Ennui, ich sehe es; und kein Tyrann hätte je ein grausameres Supplice ersinnen können, wie unsere Nachbarn sagen würden.“

Aus Langerweile starb er nun keineswegs, wenn überhaupt von Sterben die Rede sein konnte; denn seine Tage und Stunden verflossen ihm unter den anziehendsten Gedanken — Gedanken, die ihm zu Zeiten nur zu anziehend wurden. Seine Liebe hatte immer mehr und mehr zugenommen, ja sie war so leidenschaftlich geworden, daß er in vollem Ernst zu glauben begann, Hernana müsse sein Weib werden, möge kommen was da wolle; und er hatte schon in seiner Seele beschlossen, ihr dies zu erklären, trotz der Unannehmlichkeiten aller Art, die, wie er wohl fühlte, aus seinem Festhalten an diesem Vorsatz entspringen mußten.

Er war, wie dies Personen von seinem Charakter zu gehen pflegt, auf das heftigste von der Besorgniß für sein

eigenes Glück und von der Furcht vor dem Kampfe geängstigt, der sich zwischen zu vereinigenden Vorurtheilen und Wünschen erheben würde. Sein Herz war von Leidenschaft und sein Kopf von Streitfragen erfüllt. Er hatte also sicher keine Langeweile empfunden, denn vor dieser Plage bewahrte ihn sein beunruhigter Seelenzustand.

Im gegegenwärtigen Augenblick quälte ihn wieder die Unschlüssigkeit, ob er den Vorwurf entschieden zurückweisen oder darüber hingehen solle; ob er diese Gelegenheit zu einer vollständigen Auseinandersetzung, die er eben so sehr befürchtete als wünschte, benutzen oder noch einen günstigeren Zeitpunkt abwarten solle.

„Es ist ganz hochherzig von Dir“, sagte seine Mutter, „daß Du in diesem Augenblick den Schein annimmst, als ob mein milder Vorwurf Dich nicht träfe, ganz hochherzig, daß Du Dich bemühst, es vor Deiner armen Mutter zu verbergen, daß sie allein Dir nicht Alles zu sein vermag. Aber trotz alledem kenne ich Dich besser, Philipp, als Du selbst Dich vielleicht kennst, und so bin ich auch jetzt überzeugt, daß es nur Langeweile ist, woran Du leidest.“

„Nein, Mutter, sagen Sie das nicht, ich bitte Sie, wiederholen Sie es nicht. Sie können mir glauben, Langeweile ist das Letzte, woran ich in den verflossenen beiden Monaten gelitten habe. Ich habe früher oft genug Langeweile in meinem Leben empfunden, kenne also dies Gefühl sehr wohl, jetzt aber ist es nicht der Grund meines Leidens, das versichere ich Ihnen.“

Vielleicht denkst Du es, aber ich sage Dir, Deine Verstimmung rührt doch von Langerweile her, verlaß Dich drauf. Warum würdest Du so oft nach M... reiten, wenn Du nicht nach Aufregung suchtest.

Mit flüchtigem Erröthen antwortete er:

„Was man gewöhnlich Aufregung nennt, danach habe ich nicht gesucht.“

„Du glaubst vielleicht, daß Du es nicht gethan hast,

aber ich kenne Dich besser und ich sage Dir — und traue mir, denn ich kann in Deinem Herzen lesen, als ob ich eine Schrift an der Wand vor mir sähe — Langeweile und nichts Anderes als Langeweile liegt der Sache zu Grunde, und das ist es, was Dich treibt, nach Aufregung in jeder Gestalt zu suchen, um jenen Dämon los zu werden und für irgend etwas eine Theilnahme in Dir zu erwecken."

„Nein, Mutter, diesmal sind Sie ganz und gar im Irrthum."

„So denkst Du, und natürlich, wenn Du es nicht dächtest, so wäre es mit der Aufregung gleich vorbei, die Du jetzt so angenehm findest. Wärest Du nicht wie von einer Art Zauber bethört und verblendet, so würdest Du Dich nicht froher fühlen, wenn Du auch jeden Morgen in der Woche nach M... rittest. Philipp," sprach sie weiter und nahm dabei zum ersten Mal einen strengeren und ernsteren Ton an, „ich darf es nicht länger mit ansehen, daß Du wie ein junger Lieutenant, dessen Regiment auf dem Marsche ist, Dein Leben verschleuderst, weil Du Deine Zeit und Deine Gedanken mit nichts Besserem ausfüllen kannst. Mein Sohn, ich habe gefehlt; in meiner blinden Zärtlichkeit für Dich habe ich zu Deinem Schaden mir mit dem Glauben geschmeichelt, meine Liebe sei genug für Dein Glück, und das war Unrecht. Ich habe Dich hier verkommen lassen, so daß am Ende auch die geringste Theilnahme in der Welt allzureizend und gefährlich für Dich wurde. Noch einmal, ich kann es nicht länger zulassen, daß Du wie ein junger Regimentsoffizier auf dem Marsche von Nichtsthun todtkrank wirst. Ich kann es nicht zulassen, daß Du Dich in Liebe hineinträumst — das Wort mußte doch einmal ausgesprochen sein — nur darum hineinträumst, weil Du nichts Besseres hast, um Deine Einbildungskraft zu beschäftigen."

„Mutter, was wollen Sie damit sagen? Ich wiederhole es, Sie befinden sich ganz und gar im Irrthum."

Aber sie ließ sich nicht stören.

„Die ersten Träumereien junger Leute, welche sie mit dem erhabenen Namen der Liebe ausschmücken," fuhr sie fort, „entspringen aus verschiedenen Ursachen; zuweilen ist es das bloße besoin d'aimer. Weiche Herzen, die für zärtliche Gefühle geschaffen sind, finden leicht dies oder jenes Mädchen, welches sie zum Gegenstand ihrer Zärtlichkeit machen, ohne viel zu fragen, ob es diese oder jene ist. Andere, deren Geist und Charakter anders geartet ist, die nach Beschäftigung suchen, weil sie Fähigkeiten in sich fühlen, welche beschäftigt sein wollen, verlieben sich darum, weil sie eben nichts Anderes zu thun haben; es fehlt ihnen die natürliche Nahrung für ihre geistigen Kräfte, sie brauchen einen Gegenstand, weiter nichts. In diesem Fall richtet ihre Wahl sich gewöhnlich auf das, was sie am wenigsten wählen sollten oder was sie am wenigsten erreichen können, weil es nur Kampf und Schwierigkeit ist, was sie suchen, nur das Streben nach einem Gegenstand, nur der Reiz der zu besiegenden Hindernisse; und wehe ihnen, wehe, wenn sie diese Hindernisse besiegen, wenn sich ihnen unglücklicherweise keine unübersteiglichen Schranken in den Weg stellen! Wehe, wehe ihnen, wenn das, was seine größte, ja fast seine einzige Anziehungskraft für sie nur der Schwierigkeit verdankte, aufhört schwierig zu sein und nun ihr Eigenthum wird! Eine unbesonnene, unpassende Heirath mag etwas wunderbar Verlockendes haben für eine Phantasie, welche durch Mangel an Beschäftigung kränkelt, aber wehe dem Unglücklichen, wenn seine Phantasie ihn im Stich läßt und er sich nun auf Lebenslang an seine niedrige, übelgewählte Gefährtin gefesselt findet!"

„Alles, was Sie da sagen, Mutter, ist gewiß sehr weise und sehr wahr, aber ich versichere Ihnen, daß es durchaus nicht auf mich paßt. Ich bin gar nicht in dem Fall, eine unpassende Heirath oder auch nur überhaupt eine Heirath zu schließen. Ich bin noch viel zu jung, um mich unter irgend einer Bedingung jetzt schon zu fesseln. Ich muß erst noch das Leben kennen lernen."

„Ohne Frage, unzweifelhaft. Du hast das einzig Nöthige für Dich ausgesprochen, Philipp, ich habe Dir immer mehr Verstand, mehr Charakter, mehr Männlichkeit zugetraut, als daß Du Dein Leben an kindische Träumereien wegwerfen solltest. Mein theures Kind, ich sage Dir, es ist nach zehn Jahren Zeit genug, an eine Heirath zu denken; Du mußt erst die Welt kennen lernen, die ganze Welt liegt noch vor Dir. Du bist kein solcher Thor, um das reiche Geschenk eines Geistes, wie er Dir gegeben ist, und die Anwartschaft auf ein Leben, wie Du es führen kannst, nur an verliebte, träumerische Phantasieen zu verschleudern, wie sie nun einmal jeder junge Mensch in Deinem Alter empfindet, und die für einen jungen Mann von Geist nur dann gefährlich werden und eine bestimmtere Form oder Wirklichkeit annehmen können, wenn es ihm unglücklicher Weise an jeder anderen Quelle der Unterhaltung und Theilnahme fehlt, wie es bei Dir in der letzten Zeit der Fall war. Ich bin wirklich sehr zu tadeln, und Du mußt mir um der Ursach willen verzeihen, nicht wahr, mein Philipp? Jetzt aber höre mich."

Es kam ihm in diesem Augenblick vor, als verhielte sich Alles wirklich so, wie sie es geschildert hatte. Stellte er seine Liebe zu Hernana dem freien, jeder Anregung offenen Leben eines jungen Mannes gegenüber, so erschien sie ihm nur wie ein Phantasiegebilde, nur wie ein Zauber, von dem kein Mann von Geist sein besseres Selbst könne beherrschen lassen und dem nur ein Dummkopf sein Leben zum Opfer bringen würde. Doch während sein abtrünniges Herz so zu ihm sprach, flüsterte eine leise, sanfte Stimme ihm ganz andere Dinge zu, und das Wesen, das er von seiner Kindheit an geliebt, schwebte wieder vor seiner Seele.

„Ich höre, Mutter", antwortete er; „aber Sie machen sich selbst unnütze Besorgnisse über etwas, das gar nicht vorhanden ist."

„Ich glaube gern, daß meine Furcht zu voreilig ist; aber ich gebe Dir die Versicherung, daß die Mittheilung, die ich

Dir machen will, und der Plan, den ich Dir auseinandersetzen werde, dadurch nur ein klein wenig beschleunigt werden. Mein selbstsüchtiger Wunsch, Dich in meiner Nähe zu behalten, wird nur ein wenig früher deshalb besiegt, weil Du seit einiger Zeit mir in Benehmen und Ausdrucksweise etwas wie ein Korydon erschienen bist. Ich will nicht fürchten, daß wegen eines schlanken braunen Mädchens in einer Küche mein Philipp wirklich in sehr großer Gefahr schwebt; es wird aber gut sein, wenn man das braune Mädchen selbst nicht durch allerhand kleine Freundlichkeiten und Aufmerksamkeiten verwirrt, die von braunen Mädchen in Küchen sehr leicht mißverstanden oder wenigstens vorgeblich mißverstanden werden; da nun, mein Theuerster, in dem Fall, den ich voraussetze, eine Flucht die beste Sicherheit für alle Betheiligten gewährt, so rathe ich Dir, noch zu rechter Zeit weise zu sein, ein Paar Postpferde an Deinen Phaëton schirren zu lassen und Dich nach Bath auf den Weg zu machen, wo gerade die Saison in ihrer höchsten Blüthe ist; von dort kannst Du Dich nach dem Kontinent begeben oder wohin es Dir sonst am besten scheint — nur laß mich vor mindestens zehn Monaten Dein Angesicht nicht wieder sehen. Die spartanische Mutter, die ihren Sohn umarmte und, ohne eine Thräne zu vergießen, ihn in die Schlacht gehen sah, hat nicht heldenmüthiger gehandelt, als ich in diesem Augenblick, das kann ich Dir versichern, Philipp."

Dabei blickte sie ihn mit tiefer und wahrer Rührung an. Sie besaß den größten Einfluß über ihn, der durch seinen schwankenden Charakter nur noch größer wurde. Personen von besonders reger Einbildungskraft und ohne Charakterfestigkeit werden gewöhnlich ein Opfer ihrer Unentschlossenheit. Sie wollen und wollen auch nicht; sie möchten besitzen, ohne die Bedingungen zu erfüllen, die zum Besitze führen; sie möchten entsagen, ohne durch die Entsagung von ihrem Glück etwas einzubüßen.

Die Art, wie seine Mutter, deren Geist, Geschmack und

Weltkenntniß er so hoch verehrte — die Art und Weise, wie sie seine Leidenschaft behandelte, benahm dem Gegenstand derselben viel von seinem Zauber.

Er fing an sich über sich selbst zu wundern, daß es ihm nur in allem Ernste hatte einfallen können, Hernana Lovel, die Tochter eines Offiziers auf halbem Sold, eines Vikars, das braune, in der Küche beschäftigte Mädchen, zu seinem Weibe zu machen. Es mischten sich dazwischen zwar auch wieder wehmüthige und zärtliche Erinnerungen — alle die freundlichen Mahnungen des Herzens, wodurch treue Liebe uns wie unser guter Engel das wirklich und wahrhaft Weise und Rechte zurückruft; aber er widerstand allen diesen Gefühlen.

Die bösen Einflüsterungen — die Welt, die schreckliche Welt, mit ihrem furchtbaren Hohngelächter, ihren Forderungen, ihren eingebildeten Verpflichtungen, sprach ja so laut und sprach so dringend zu ihm durch den Mund seiner Mutter!

Er war still; er schien zu überlegen, was sie so eindringlich vorgeschlagen hatte. Die Frau, die erst abwägt, ist verloren — eben so der Mann.

„Nicht wahr, ich habe Recht," begann sie von neuem, ermuthigt durch die Unentschlossenheit, die sich auf seinem Gesicht ausprägte. „Ich bin fest überzeugt, je mehr Du Dir den Gegenstand überlegen wirst, desto mehr wird Dir die Richtigkeit meiner Ansichten einleuchten. Bedenke dann noch, daß der Vorschlag, den ich Dir gemacht habe, von gar keinen Folgen ist. Während Deiner kurzen Abwesenheit von M... hast Du Zeit Dich umzusehen, reiflicher nachzudenken. Und, o Philipp, denke reiflich, sehr reiflich nach, bevor Du Dein Leben verschleuderst. Verschleuderst, und wofür? Für einen unnützen Liebestraum, wie ihn jeder junge Mann Deines Alters einmal geträumt hat, und von dem jeder junge Mann eben so wieder erwacht ist."

„O Mutter! Es liegt viel Wahrheit in Ihren Worten,

viel, dem ich beistimmen, aber auch viel, das ich durchaus verwerfen muß. Ich möchte doch erst, ja, ich denke, ich muß erst Hernana sehen — das Geheimniß ist nun einmal heraus — ich muß sie erst noch sehen, bevor ich einen bestimmten Entschluß fassen kann."

„Und gerade das ist es, was ich ganz besonders bitte und wünsche, daß es nicht geschieht; das gerade ist es, was Du nach eigener verständiger Einsicht vermeiden solltest. Mein Wunsch ist vielmehr, daß Du die Stärke der Zuneigung, die Du für sie zu empfinden wähnst, erst prüfest — prüfest, ob sie wirklich echt ist. Siehst Du sie unter dem Einfluß Deiner jetzigen Stimmung wieder, so würdest Du nur in der Täuschung Dich bestärken, die Dich jetzt umfangen hält. Uebrigens bist Du es ihr, so wie Dir selbst schuldig, daß keine trügerischen Erwartungen in ihr erregt werden. Deine plötzliche Abreise wird eine rechtliche, ehrenhafte Handlung sein. Sie durchschneidet mit einem Male jede weitere —"

„Mutter, wenn ich Erwartungen erregt habe, so muß ich sie auch erfüllen."

„Thörichter Unsinn! Du kannst keine gerechten Erwartungen erweckt haben. Für die Luftschlösser, die sich ein einfältiges Mädchen ohne Grund gebaut hat, brauchst weder Du, noch Jemand anderes aufzukommen. Der einzige Punkt, den Du um Deiner eigenen Ehre willen zu beachten hast, ist der, daß Du keinen Grund zu solchen romantischen Ideen giebst. Das vermeidest Du am besten dadurch, wenn Du auf ein paar Wochen nach Bath gehst und es mir überträgst, der hübschen Dame Deinen Abschiedsgruß zu überbringen, was ich gewiß treulichst ausführen werde, weil ich mich überhaupt nach Herrn Lovel's Befinden erkundigen will. Theurer Philipp, folge mir. Denke an mein Wohl! an unser Aller Wohl! an das Wohl Deines ganzen zukünftigen Lebens! Was ich Dir vorschlage, ist weise, vertraue mir, es ist so. Und wenn Du es auch aus dem

allerunvortheilhaftesten Gesichtspunkte betrachten willst, wenn es nichts Gutes ist, so ist es doch auch nichts Schlimmes. Du bist dann nur nach Bath gegangen! Wie weit ist denn Bath entfernt? Du kannst in zehn Tagen oder noch früher, ja so bald als Du es nur wünschest, wieder zu Hause sein.

Achtes Kapitel.

Zwei Tage nach dieser Unterredung hielt ein stattlicher Wagen vor Herrn Lovel's Thür, ein fein gekleideter Bedienter fragte, ob Miß Lovel zu sprechen sei, und meldete Mistreß Gorhambury.

O, wie flog und schlug da Hernana's Herz! Es war schon eine ungewöhnlich lange Zeit vergangen, seit sie Philipp nicht gesehen hatte — mindestens drei Tage. Es war ihr so zur Gewohnheit geworden, jeden Tag einen Besuch von ihm zu erhalten, daß es ihr jetzt schon eine Ewigkeit dünkte, seit sie ihn nicht gesehen. Was hatte ihn so lange zurückgehalten? Und nun kam sogar seine Mutter statt seiner. Was wollte seine Mutter gerade jetzt hier? sie, die so selten, höchstens einmal im Jahre, den Vikar mit einem Besuche beehrte. Konnte wohl — konnte irgend etwas auf Philipp Bezügliches sie hierher führen? Das Wort, das so lange erwartete Wort, das schon so oft auf Philipp's Lippen zu schweben schien — es war noch nicht gesprochen worden. Sollte er seine Mutter damit beauftragt haben? War es vielleicht so? Sollte *sie* es aussprechen wollen?

Hernana, das muß man bedenken, hatte gar keine Ahnung von dem ungeheuren Abstand, der nach Mistreß Gorhambury's Meinung zwischen ihr und Philipp bestand. Sie hatte, so zu sagen, das *Gefühl*, wenn auch nicht das *Bewußtsein* von ihrem eigenen Werthe. Sie spielte zwar

nicht das Pianoforte wie Henri Herz, sie sang nicht wie Giulia Grisi, sie skizzirte nicht wie De Wint, noch verstand sie in sechs Sprachen zu reden, aber sie kannte den Werth eines Herzens wie das ihrige, den Werth einer so tiefen Zuneigung, den Werth der Treue und Aufrichtigkeit und eines kräftigen und tüchtigen Charakters. Sie fühlte instinktmäßig den wahren Werth, den alle diese Eigenschaften für Jedweden haben mußten, ganz besonders aber für einen Mann wie Philipp.

Nicht aus Dünkel oder Selbstüberschätzung entsprang diese Ueberzeugung, denn sie dachte überhaupt nicht an Abschätzung; sie fühlte nur, daß sie für ihn passe, daß sie seiner werth sei, und daß die Liebe, die sie zu einander fühlten, ihr gegenseitiges Glück begründen werde. Sie war überzeugt, daß, wenn sie ihre Stellung in der Welt austauschen könnten, sie doch Philipp vor allen Männern sich erwählt hätte. Sie glaubte, er hege dieselbe feste und hochherzige Ueberzeugung in Hinsicht auf sie. Mit solchen Gedanken schickte sie sich an, zu Mistreß Gorhambury hinunterzugehen und derselben entgegenzutreten; sie war zwar sehr erregt, doch zitterte sie nicht und empfand keine falsche Scham; und als sie die Thür öffnete und in das kleine Sprechzimmer eintrat, in welchem Mistreß Gorhambury Platz genommen hatte, wurde die Dame von dem Geist und der Anmuth ihres Wesens und ihrer Gestalt, von ihren schönen Zügen, die eine höhere Farbe noch mehr hervorhob, und von dem Blick ihrer großen, glänzenden, herrlichen Augen auf eine Weise überrascht, auf die sie nicht ganz gefaßt war.

Mistreß Gorhambury war zu sehr Künstlerin, um nicht von der Schönheit der Formen und des Ausdrucks getroffen zu werden, wo ihr dieselben auch entgegentraten. Sie wunderte sich nun nicht mehr über ihres Sohnes Geschmack und war sehr erfreut, daß sie ihn diesen Morgen glücklich nach Bath fortgebracht hatte.

Hernana's Gestalt war nicht vollkommen regelmäßig, auch

nicht so zart abgerundet, wie man sich vielleicht die Heldin eines solchen Romans vorstellen möchte; sie war vielleicht ein wenig zu groß und schlank, und ihre Glieder etwas länger, als es ein richtiges Ebenmaß erforderte; ihrer Gestalt fehlten die zarten Wellenlinien, die zu einer vollkommenen weiblichen Schönheit erforderlich sind; aber die Elasticität, der Geist und das Leben, die das Ganze durchdrangen, und ein unbeschreibliches Etwas, welches gleich beim ersten Anblick verkündete, daß die Eignerin eines solchen Aeußern weit über den gewöhnlichen Menschenschlag hervorragt, — ein Etwas aus dem klassischen, dem heroischen Zeitalter — Mistreß Gorhambury konnte selbst mit sich nicht darüber einig werden, was es eigentlich war, worin der Zauber dieser Erscheinung beruhte.

So fest sie sich vorgenommen hatte, kein Wohlgefallen zu empfinden, gefiel ihr doch Hernana über allen Ausdruck. Sie war, wie schon gesagt, nicht mehr über Philipp's Eingenommenheit erstaunt, ihre Bewunderung aber war der armen Hernana doch nur nachtheilig; denn je mehr Mistreß Gorhambury Ursach fand, die Macht ihrer Anziehungskraft zu fürchten, desto mehr war sie entschlossen, der Sache Hindernisse in den Weg zu legen und jeden ferneren Umgang zu verhindern.

Hernana erschien also vor ihr, wie ich sie geschildert, als ein überraschend schönes, anziehendes Mädchen, mit etwas erhöhter Farbe, denn ihr Herz pochte wirklich sehr stark, aber keine schwächliche, bange Furcht, keine Selbsterniedrigung ließ dies Herz oder ihren freien, kräftigen Geist verzagen. Sie wußte, daß Philipp Gorhambury sie liebte, sie glaubte an seine Treue und Beständigkeit, denn sie beurtheilte ihn nach sich selbst.

Sie glaubte ganz fest, der unerwartete Besuch der Mistreß Gorhambury stehe in irgend einer Beziehung zu dem, was sie so tief berührte. Sie erwartete zwar nicht, daß Philipp seine Mutter mit der Erklärung seiner Gefühle beauftragt

haben könne — denn das konnte er ja besser selbst ausrichten; aber Mistreß Gorhambury betrat so selten oder fast nie das Haus des Vikars ihres Gemahls, daß Hernana wohl diesen Akt der Herablassung als ein gutes Omen betrachten konnte, als ein Zeichen, daß dieselbe, aus Theilnahme für das Glück ihres Sohnes, auch für sie sich zu interessiren anfange. Mit weit angenehmeren Gefühlen, als sie sonst zu empfinden pflegte, wenn sie diese Dame zu sehen bekam, gehorchte sie daher dieses Mal der Aufforderung, vor ihr zu erscheinen, und ging die Treppe hinunter.

Mistreß Gorhambury saß in dem kleinen Sprechzimmer auf dem einzigen großen Armsessel des Gemaches, der zu Herrn Lovel's Bequemlichkeit eingerichtet war, der aber jetzt leer am Feuer stand. Dieses Fenster ging auf den kleinen Garten hinaus, der durch Hernana's Pflege sonst gewöhnlich ein recht sauberes und hübsches Aussehen hatte, obgleich sie zu mannigfaltig beschäftigt war, um viel Zeit und Mühe darauf verwenden zu können, und ihres Vaters Geld viel zu sehr für andere Zwecke in Anspruch genommen war, als daß er ihr für diesen unschuldigen Luxusartikel noch andere Arbeitskräfte zu dingen gestattet hätte. Ich wünschte, ich könnte sagen, der Garten hätte ganz so hübsch und nett ausgesehen, wie es der Fall gewesen wäre, wenn Hernana nichts weiter zu thun gehabt hätte, als ihn zu pflegen. Ein Garten von der Art, wie man ihn oft beschrieben findet und zuweilen auch sieht, war es freilich niemals, und jetzt, da er während der schweren Krankheit des Herrn Lovel ganz versäumt werden mußte, war es eine vollständige Wildniß und nichts weniger, als eine interessante Wildniß geworden.

Es war gerade die Zeit des Jahres, wo der Herbst sich durch die dürren und gelben Blätter und noch mehr durch schwarze, modernde Stengel verkündet; man erblickte hin und wieder nur zerbrochene Sonnenblumen-Stiele, elende, halb verkommene Goldblumen und chinesische Rosensträucher, deren wild ausgewachsene Zweige einige blaßrothe, kränkelnde und

verkümmerte Blumen trugen. Die langen Halme des nicht abgeschnittenen Grases des kleinen Rasenplatzes lagen unordentlich auf den Boden niedergedrückt und waren halb verdeckt von abgefallenen Blättern. Auf diesen Garten sah nun Mistreß Gorhambury hinaus, sie, die Künstlerin, die Dichterin, die feine Dame; und sie fühlte sich bei seinem Anblick von einem Widerwillen durchdrungen, der freilich lebhafter war, als die Veranlassung ihn erheischte.

In der That war aber nur der kleine Garten in Unordnung gerathen; Alles im Hause war auf's äußerste reinlich und sah trotz der Gewöhnlichkeit des Hausgeräthes sehr sauber aus; so daß wohl Hernana, in Rücksicht auf die Jahreszeit und auf ihre kindlichen Sorgen, ihres vernachlässigten Gartens wegen keine Verachtung und keinen Tadel verdiente.

Mistreß Gorhambury war aber einmal in der Laune, jedes Ding im übelsten Lichte zu sehen, und in ihren Augen war der traurige Anblick der verkümmerten Pflanzen ein Beweis des fehlenden feinen Gefühls in Lebensgewöhnung und Geschmack; sie schöpfte daraus für sich hinreichenden Grund, eine solche Mesalliance ihres Sohnes zu verabscheuen, und dachte gar nicht daran, was für ein hartnäckiger und gefühlloser Stolz ihrerseits sich hinter diesen kleinlichen, übertriebenen Ansprüchen versteckte.

Der Zustand des Gartens mochte vielleicht abschreckend sein, aber das Aussehen und die Haltung des jungen eintretenden Mädchens rief denn doch andere Gefühle hervor. In ihrer Erscheinung war so sehr der Stempel der Hoheit und eines freien und edlen Geistes ausgeprägt, daß Mistreß Gorhambury, wie schon gesagt, eine mit Besorgniß vermischte Bewunderung empfand, die ihr sehr unbehaglich war.

„Es thut mir sehr leid, Madame, daß ich genöthigt war, Sie hier warten zu lassen,“ redete Hernana sie bei ihrem Eintritt in das Zimmer an, „ich bitte wegen dieses Verzugs um Verzeihung. Mein Vater wurde gerade zu Bett gebracht,

und ich konnte ihn nicht eher verlassen, als bis dies geschehen war."

„Wie befindet sich Herr Lovel? Ich hoffe, es geht besser. Ich komme mich nach seinem Befinden zu erkundigen, um meiner eigenen Besorgniß über seinen Zustand zu genügen und Herrn Gorhambury darüber Bericht zu erstatten. Ich hoffe, Sie werden mir eine günstige Auskunft geben können."

„Noch keine sehr günstige", erwiderte Hernana mit Betrübniß. „Mein Vater ist sehr krank, wirklich sehr krank; er leidet an einer sehr großen Schwäche und Mattigkeit, die sich durch keine Arznei heben und besiegen lassen will. Er ist sehr bekümmert über die Ungelegenheiten, denen Herr Gorhambury, wie er fürchtet, jetzt ausgesetzt sein muß; aber er vermag es leider nicht zu ändern. Auch hat er sich sein unseliges Fieber ja nur bei der Erfüllung seiner Berufspflichten zugezogen."

„Das habe ich gehört. Es ist ein rechter Jammer, wenn man sich so schlimmen Gefahren aussetzt, und durch Bemühungen, die, wie ich fürchte, gar nicht einmal viel Nutzen stiften; denn im Grunde, was kann er denn helfen? Der Apotheker und ein paar Flaschen guten Weines sind meiner Ansicht nach doch die Hauptsache."

„O, Madame! —" dabei hielt sie inne.

Sie fühlte, es könnte leicht anmaßend und eingebildet aussehen, wenn sie über diesen Gegenstand noch mehr hinzufüge, einer so viel älteren und unterrichteteren Dame gegenüber; sie stutzte über die Aeußerung derselben, aber sie schwieg.

Mistreß Gorhambury errieth ihre Gedanken.

„Mißverstehen Sie mich nicht," fuhr sie fort; „ich weiß Alles, was Sie sagen wollen;" und darauf redete sie etwas von Reue auf dem Todtenbette und von Schwärmerei.

„Mein Vater denkt —" fing Hernana an und stockte von neuem.

„O, Sie brauchen mir gar nicht zu sagen, wie Herr

Lovel über diesen Gegenstand denkt," erwiederte Mistreß Gorhambury und bemühte sich, ihrer Stimme jeden leisen Anflug von Schroffheit zu nehmen; „wir Alle kennen seine hohen Begriffe von Pflicht und seine ganz besonderen Meinungen über gewisse Gegenstände. Ich wünschte nur, daß die Folgen derselben ihn nicht auf's Krankenbett geworfen und auf Monate unbrauchbar gemacht hätten."

Hernana's Herz fing an schneller zu schlagen. Es war ein rebellisches Herz, es schlug hoch auf vor Unwillen. Ihr gewöhnlich bleiches Antlitz färbte sich, aber sie erwiederte Nichts.

Sie wendete sich ein wenig ab, das war das einzige äußere Zeichen, welches ihren Schmerz oder Unwillen verrieth.

Mistreß Gorhambury gewahrte es entweder nicht, oder war zu stolz, um blicken zu lassen, daß sie diese kleine Demonstration bemerkt habe. Sie ließ den Gegenstand fallen und fragte mit ganz gleichgültigem Ton:

„Was haben Sie für Pläne? Was werden Sie nun beginnen? Was hat Herr Fenmore gerathen?

„Der Arzt meint, daß ein Luftwechsel durchaus nöthig ist, wir wollen daher versuchen, ob eine Reise von einigen Wochen ihm gut thun wird. Auf meines Vaters Wunsch habe ich heute früh deshalb an Herrn Gorhambury geschrieben."

„Eine Reise! Das ist in der That ein seltsamer Entschluß; und es ist sonderbar, daß Herr Gorhambury nicht früher davon unterrichtet wurde. Ob es ihm gelegen ist, scheint dabei wenig in Betracht gekommen zu sein."

„Theure Madame, was sollen wir machen? Mein armer Vater ist zu elend, um Herrn Gorhambury auch nur den geringsten Dienst leisten zu können, so sehr er immer selbst gewünscht hat, daß er wieder aufstehen könnte, um recht bald seine Pflichten von neuem zu erfüllen. Erst diesen Morgen äußerte sich Herr Femnore über die Sache und machte die Reise so dringend, daß ich jetzt meinen Vater überredete, mir die Erlaubniß zu einem Brief an Herrn Gorhambury zu ertheilen."

„Herr Fenmore! diesen Morgen!“ Mistreß Gorhambury sann eine Weile. „Diesen Morgen, sagten Sie? Und wohin, wenn ich mir die Erlaubniß nehmen darf, danach zu fragen, wohin denken Sie zu reisen?“

„Dieser Punkt steht noch nicht ganz fest. Er hängt von meines Vaters Kräften ab. Und, um die Wahrheit zu gestehen“, fügte sie ein wenig erröthend hinzu, „von den Kräften seiner Börse.“

„Werden Sie an die Seeküste gehen?“

„Nein, das glaube ich nicht. Herr Fenmore empfiehlt einen Ort mitten im Lande, wo mein Vater den Vorzug einer Luftveränderung und zu gleicher Zeit auch den einer guten ärztlichen Behandlung genießen kann, die er für jetzt auch wirklich noch sehr nöthig hat.“

„Vielleicht wäre Bath passend für Sie? Vielleicht ist Bath der Ort, wohin Sie gehen wollen“, sagte Mistreß Gorhambury mit einigem Zögern und nicht ohne Befangenheit.

„Ich denke nicht. Eher vielleicht Clifton, oder die heißen Quellen; oder, wenn wir es möglich machen können —“

„Clifton! die heißen Quellen! Beides liegt ganz in der Nähe von Bath“, sagte Mistreß Gorhambury.

„Ich glaube.“

„Ich dachte, Miß Lovel wüßte es.“

„Ich mag es vielleicht gesagt haben. Der Ort aber, den Herr Fenmore ganz besonders anräth, ist Launceston oder Penzance in Cornwallis, obwohl der letzte, glaube ich, nahe an der See liegt.“

„Sie aber ziehen Clifton oder die heißen Quellen vor, weil diese näher an Bath liegen, nicht wahr, Miß Lovel?“

„Ich kenne Bath gar nicht. Mein Grund, Clifton vorzuziehen, ist die geringere Entfernung, weil dadurch die Reise weniger kostspielig wird. Ich kenne Bath nicht und habe keinen Grund, der mich wünschen ließe, in der Nähe von Bath zu sein.“

„Nun“, erwiderte Mistreß Gorhambury trocken, „ich dachte, Sie könnten es vielleicht vorziehen, weil jetzt gerade die Haupt-Saison für Bath ist. Aber ich vergaß — daß Sie für eine Verächterin der Welt gelten wollen und also gegen ihre Zeiteintheilungen und Saisons gleichgültig sind.“

Ich kann nicht für eine Verächterin von etwas gelten wollen, das ich nicht kenne, das ich vermuthlich“ — sie vertauschte das Wort mit „vielleicht“, denn sie war durchaus aufrichtig und wahr — „das ich vielleicht nie kennen lerne.“

Mistreß Gorhambury merkte die Vertauschung und war darüber sehr erzürnt und aufgebracht. Sie konnte ihren Aerger nicht verbergen und wiederholte das Wort.

„Vielleicht! O, dann hat Miß Lovel wohl einige Aussicht, dereinst in die große Welt eingeführt zu werden.“

„Wer weiß denn, was mit einem geschehen kann?“ antwortete Hernana.

„Gewiß, das weiß Niemand. Aber wir haben meistens doch unsere hübschen, schlauen Vermuthungen. Ich halte mich allerdings selbst sehr fern davon; aber ich möchte doch gerade in diesem Augenblick Ihre Gleichgültigkeit in dieser Hinsicht nicht theilen. Ich habe gehört, daß es jetzt in Bath ungewöhnlich heiter und vergnügt zugeht, und ich wünsche herzlich, daß dies der Fall sein möge, denn Philipp ist gestern in sehr guter Laune und voll Hoffnung auf recht viel Vergnügen dahin abgereist. Es ist seine erste Saison, aber ich sehe voraus, es wird nicht seine letzte sein. Ich hoffe zuversichtlich, daß seine Erwartungen nicht getäuscht werden und daß er recht viel Vergnügen haben wird. Die ganze schöne und vornehme Welt ist dort versammelt, wie die öffentlichen Blätter mittheilen, und — — — aber was fehlt Ihnen denn, theuerste Miß Lovel? Sie sehen plötzlich so übel aus, so bleich — so matt. Bitte, bedienen sie sich meines Riechfläschchens.“

„Nein, ich denke, Madame“, erwiderte sie und wies dasselbe kalt mit der Hand zurück. „Ich fühle mich eben nicht

ganz wohl, die frische Luft wird aber das beste Heilmittel sein. Ich werde ein wenig auf dem Grasplatz umhergehen, wenn Sie es gestatten, und dann zurückkehren."

Ja, es sollte gerade der Grasplatz — der den Fenstern des Sprechzimmers gegenüberliegende Grasplatz sein. Mistreß Gorhambury sollte nicht denken, daß sie fortgehen wolle, um zu weinen.

Die frische Luft sollte sie nur aufrecht erhalten, bis diese grausame, hartherzige Frau sich entfernt hatte, das war Alles, was sie für jetzt wünschte.

„Allerdings, gehen Sie, meine Liebe", sagte Mistreß Gorhambury in etwas milderem Tone, denn sie fühlte sich doch ein wenig gerührt durch den Schmerz, der sich auf dem bleichen Antlitz aussprach.

Wäre Hernana nicht mit einem Muth und mit einer Kraft ausgestattet gewesen, die das gewöhnliche Maß weit überschritten, so würde sie den Schlag, der ihr widerfahren, nicht so ausgehalten haben. Sie hätte einen Thränenstrom vergießen oder ohnmächtig zu Boden sinken müssen; aber sie wollte nicht weinen und wurde nicht ohnmächtig, doch verschwamm das ganze Zimmer vor ihren Augen, schrille Töne sausten vor ihren Ohren, und sie wußte kaum wo sie war.

Sie gelangte jedoch glücklich nach dem Garten, wo sie ein paar Mal um den kleinen Grasplatz herumging, der dicht vor den Fenstern lag, an denen Mistreß Gorhambury saß und, wie sie wohl wußte, sie nicht aus den Augen ließ; als sie sich einigermaßen wieder gesammelt und so viel Fassung, wie sie nur irgend konnte, sich erkämpft hatte, kam sie wieder in das Zimmer zurück.

Mistreß Gorhambury aber hatte kein Erbarmen (denn sie sah in diesen unzweideutigen Zeichen von innerer Bewegung deutlich das geheime Einverständniß zwischen den Beiden), sie fuhr daher mit derselben Herzlosigkeit da fort, wo sie ihre Rede abgebrochen hatte, und sagte:

„Ich dachte also, Sie würden auch vielleicht nach Bath gehen oder in die Nähe von Bath?“

„Nein, Madame, schwerlich. Herr Fenmore räth Launceston an, wie ich ja wohl die Ehre hatte Ihnen zu sagen.“

„Und da hat er ganz recht; es freut mich, zu hören, daß Sie diesen Entschluß gefaßt haben“, sagte Mistreß Gorhambury mit sehr erleichtertem Herzen. „Herr Fenmore hat vollkommen Recht. Die Luft von Bath, ja selbst von Clifton und den heißen Quellen, hat im Grunde doch etwas Frostiges. Launceston dagegen ist England's Madeira, wie man mir gesagt hat; dort gewesen bin ich niemals. Ueberdies werden Sie es sehr wohlfeil finden; und der Unterschied in den Preisen wird die Kosten der längeren Reise mehr als aufwiegen. Aber es scheint mir fast, daß Ihr Verlangen doch nach Bath steht.“

„Ich weiß nicht, woraus Sie das schließen, Mistreß Gorhambury. Nein, ich habe wahrlich kein Verlangen danach; Bath ist der letzte Ort auf der Welt, wo ich zu sein wünschte.“

„Bleiben Sie bei dem Vorsatz, denn es ist der weiseste, den Sie fassen können, in jeder Hinsicht“, sagte Mistreß Gorhambury mit erhobener Stimme, während sie sich zum Aufbruch anschickte, denn Hernana wechselte ihre Farbe auf so beunruhigende Weise, daß sie fürchtete, es könnte noch eine Scene geben, und wie der Reisende, wenn er die Anzeichen eines nahenden Sturmes wahrnimmt, schnell nach einem Obdach sucht, so flüchtete sich Mistreß Gorhambury eiligst nach ihrem Wagen. „Ich muß fort. Läuten Sie nicht. Ich bitte, bemühen Sie sich nicht, ich kann mir die Thür allein öffnen. Es wird mich freuen, von Ihrer glücklichen Ankunft in Launceston zu hören. Und, wenn wir womit dienen können — ja, da steht ja unser Karren im Pfarramt, wo er nicht gebraucht wird. Sie können ihn nehmen, um Ihr Gepäck nach der Landkutsche zu schaffen. Vielleicht noch sonst etwas?“

„Hernana jedoch sagte kein Wort. Sie vermochte es nicht, sich eine Sylbe des Dankes herauszuzwingen. Auch erhob sie ihre Hand nicht, um die ihr dargebotene Hand der Mistreß Gorhambury zu fassen, die ihr dieselbe im Triumph über ihren Erfolg mit allem Anschein von Herzlichkeit und heiterer Stimmung hinreichte.

Diese Herzlichkeit und diese heitere Stimmung war für Hernana noch kränkender als alles Andere. Dem Zorn konnte sie trotzbieten, — die Heiterkeit flößte ihr beinahe Haß ein.

Nach Bath gereist! Nun wohl, und warum sollte er nicht nach Bath reisen? Lag denn etwas so Unvernünftiges in seinem Wunsche, nach Bath zu reisen? War es etwas so Unerhörtes, daß ein junger Mensch sich dorthin begab, und wie kam es, daß Hernana dies so aufnahm?

Philipp war nach Bath gereist, um dort recht vergnügt zu sein, das war Alles, was sie gehört hatte. Aber Philipp war abgereist, ohne von ihr Abschied zu nehmen; — vielleicht ließ sich das nicht anders thun. Ihr schien freilich, daß es sich hätte thun lassen. Vielleicht aber gedachte er, an sie zu schreiben, um sich nach ihrem Vater zu erkundigen und über seine plötzliche Abreise sich zu erklären.

Nein, nein, sie wußte, daß er nicht schreiben werde; es war aus, ganz aus zwischen ihnen Beiden. Die Welt hatte sich ihres Opfers bemächtigt, und Philipp konnte ihr dies nicht sehr erschwert haben. Hernana täuschte sich keineswegs über Philipp's Charakter, so sehr sie ihn auch liebte und verehrte. Sie wußte wohl, daß er nicht aus dem Stoff gemacht war, aus welchem die großen und heldenmüthigen Seelen gebildet sind; und sie sah ein, daß unter den vorhandenen Umständen fast ein großer und heldenmüthiger

Geist dazu gehören würde, ihr noch ferner den Vorzug zu geben.

Sie warf einen verzweifelnden Blick rings umher; Alles war finster; es schien, als ob alles Licht ihres Lebens mit einem Mal erloschen wäre.

Philipp war der Leitstern ihres Daseins gewesen, so lange sie überhaupt denken konnte; der Magnet, nach welchem sie sich durch einen unwiderstehlichen Trieb der Natur hingezogen fühlte. Wenn er da war, erschien ihr alles Andere fast gleichgültig, mochte es Freude oder Schmerz sein, mit einziger Ausnahme ihres Vaters und der Lady Aylmer; und selbst diese Beiden, so theuer sie ihr auch waren, o, wie ganz anders war doch ihr Verhältniß zu ihnen! Philipp war für sie die geheime Quelle der unaussprechlichsten Freuden, des köstlichsten, mächtigsten, unerschöpflichsten Trostes und Beistandes. Ihr ganzes inneres Leben war so aufgegangen in seiner ersten Zuneigung und späteren Liebe, daß sie jetzt plötzlich eine furchtbare Leere in sich fühlte, eine Leere, als wäre das Chaos noch einmal hereingebrochen.

Neuntes Kapitel.

Mistreß Gorhambury's nächster Weg war ein Besuch bei einer anderen jungen Dame.

Es war nämlich eben eine andere junge Dame in M... angekommen, und ehe Mistreß Gorhambury die Stadt verließ, konnte sie nicht umhin, dieser einen Besuch zu machen.

Diese junge Dame war die Tochter der Lady Maria Westmore und des Dechanten Westmore in M..., mit welchem ich den Leser im Anfang dieser Geschichte schon ein wenig bekannt gemacht habe.

Marie — so hieß sie nach ihrer Mutter — hatte so eben

ihre Erziehungsjahre in einer äußerst vornehmen Pensionsanstalt beendigt und war nach Hause zurückgekehrt, um in die große Welt eingeführt und zu gehöriger Zeit verheirathet zu werden, und so weiter; sie schien zu den besonderen Lieblingen des Glücks zu gehören, welche dazu auserkoren sind, alle Herlichkeiten dieses Lebens um sich vereinigt zu sehen und von seinen Aengsten und Sorgen nur sehr wenig berührt zu werden.

Sie war ein ganz allerliebstes, sehr sanftmüthiges und auch recht gutherziges Wesen, kleidete und hielt sich höchst elegant, hatte in wichtigeren Lebensbeziehungen ebenfalls eine ziemlich gute Bildung, besaß viel Talent, wie man von ihr rühmte, das heißt, in diesem Fall, sie hatte nicht unbedeutende Anlagen für die Musik; aber was mehr sagen wollte als dies Alles, sie war die Tochter der Lady Maria und des Dechanten von M..., folglich eine Person von erster Wichtigkeit in ihrem eigenen kleinen Kreise.

Mistreß Gorhambury hatte sich diese junge Dame, als sie kaum geboren war, sogleich für ihren Sohn Philipp ausersehen. Herr Gorhambury seinerseits, der gewohnt war, alle Dinge nach seiner Willkür zu behandeln, hatte, weil er es so wünschte und wollte, die Sache schon als eine abgemachte betrachtet. Der Dechant und Lady Maria hatten sich ebenfalls an den Gedanken gewöhnt, es könne nicht anders sein, ohne daß sie sich besondere Mühe gaben, es dahin zu bringen. Denn der Dechant war ein viel zu vernünftiger und auch zu stolz denkender Mann, als daß er sich zu Heirathsintriguen hätte herablassen sollen; und Lady Maria war viel zu sehr gewohnt, die Dinge ihren Lauf nehmen zu lassen, als daß sie besonders energische Maßregeln hätte ergreifen sollen, um das Gelingen irgend eines Planes zu sichern.

Sie hatten daher ihrerseits nichts weiter gethan, als daß sie die beiden jungen Leute recht viel mit einander umgehen ließen, ohne zu merken, was in deren Innerem vorging, und

daß, während Philipp Gorhambury eine romantische Leidenschaft für die Tochter des Vikars nährte, die Tochter des Dechanten ihr ganzes volles Mädchenherz ihm geschenkt hatte.

Es mußte dieser Philipp Gorhambury wohl ein sehr gefährlicher junger Mensch sein, daß zwei so ganz ungleiche Mädchen, wie Hernana und Marie, auf gleiche Weise von ihm bezaubert waren.

Mariens Liebe war indeß noch verborgen geblieben — wenigstens vor jedem Anderen verborgen außer vor ihrer Busenfreundin in der Pension, einer gewissen Miß Harriet Manvers, deren mitfühlendem Herzen sie ihre Leidenschaft anvertraut und von der sie all' die Aufmunterung erhielt, welche eine romantische junge Dame der Liebesgeschichte einer Anderen zu widmen pflegt.

Im vorliegenden Fall hatte jedoch die zarte Neigung unserer schönen Heldin kein großes Unglück über sie gebracht, vielmehr schien Alles um sie her sie nur aufzumuntern. Philipp Gorhambury sagte ihr Schmeicheleien, bezeigte ihr Aufmerksamkeiten, lächelte süß und hold, und schwatzte auf's lustigste in ihrer Gegenwart. Er ging in der Dechanei aus und ein und war ein willkommener Gast, so oft er erschien, was bei dem vertrauten Verhältniß zwischen beiden Familien fast tagtäglich geschah; da es aber von Kindheit an seine beständige Gewohnheit war, so konnte daraus nicht auf eine besondere Neigung geschlossen und nichts Auffallendes daran gefunden werden.

Mariechen aber war noch viel zu jung und zu unerfahren, um über Auszeichnungen der Art viel nachzudenken, und nur zu geneigt, an die Auslegung, welche ihre Freundin Miß Harriet Manvers den Besuchen Philipp's gab, zu glauben. Personen von größerer Erfahrung in dergleichen Symptomen würden aus Philipp's leichter Umgangsweise mit Marie, die mehr den Anschein der Nachsicht eines gutmüthigen jungen Menschen gegen ein niebliches Schulmädchen hatte, wenig

Ermuthigung zu ernsteren Hoffnungen und Erwartungen geschöpft haben.

Mochte dem nun auch sein wie ihm wollte, die anderen Familienmitglieder bezeigten Marien die äußerste Vorliebe und Zärtlichkeit; und um Philipp's willen liebte auch sie die Mistreß Gorhambury recht sehr und hatte es sogar möglich gefunden, den rauhen, abstoßenden Herrn Gorhambury einigermaßen zu lieben. Sie war also freudig bewegt, als Mistreß Gorhambury angemeldet wurde und der Bediente die Thür des Besuchs-Zimmers öffnete, in dem sie mit ihrer Mutter saß.

Achtzehn Monate lang war Marie entfernt gewesen, und während der ganzen Zeit hatte Niemand von den Gorhambury's sie gesehen. In diesen Monaten war sie zur vollen Reife gediehen. Sie war nach der Pension gereist als ein dünnes schmächtiges Mädchen in weißem Kleide mit langer Schärpe, und von so linkischer und naiver Tournüre, wie gewöhnlich Mädchen in diesem Alter sie haben; und sie kehrte zurück als eine vollkommene junge Lady, in einem Anzuge nach der neuesten Mode, der ganz vortrefflich dazu geeignet war, die Schönheit ihrer Formen und ihrer Gestalt an's Licht zu stellen, denn in beider Hinsicht hatte sie sich inzwischen sehr vortheilhaft entwickelt.

Mistreß Gorhambury stattete jetzt der jungen Dame, als solcher, ihren ersten Besuch ab. Ich muß noch erwähnen, daß Marie nach vollendetem Pensionsjahr noch sechs Monate in Begleitung ihrer Mutter theils in London zugebracht, theils Besuche bei den Verwandten derselben abgestattet hatte. Sie war überall vorgestellt worden, und was dergleichen mehr, und kam nun zurück, noch ganz so von Liebe erfüllt für Philipp Gorhambury wie jemals. Denn obgleich sie viel in Gesellschaft gewesen war, hatte sie doch wenig von der Weltlust genossen. Die Gesellschaften, in denen sie sich bewegte, waren mehr von der förmlichen altmodischen Art,

und sie war wenig mit jungen Leuten von ihrem eigenen Alter zusammengekommen, so daß ihr junges Herz, selbst wenn es zur Unbeständigkeit sich hingeneigt hätte, doch wenig Gelegenheit dazu gefunden haben würde.

Sie war also sehr erfreut, als sie Mistreß Gorhambury anmelden hörte, und sprang mit seelensvergnügtem Gesicht auf, als die Dame in das Zimmer trat; diese machte zuerst der Lady Maria ihre Verbeugung und wendete sich dann zur Tochter, indem sie ihr beide Hände entgegenreichte. Mit einem leisen Ausruf der Ueberraschung trat sie etwas zurück, schritt dann auf sie zu, ergriff ihre Hand, zog sie ein wenig vorwärts, sah sie einen Augenblick mit der größten Zärtlichkeit an, küßte sie auf beide Wangen und sagte:

„Meine Theure, Sie müssen diese Vergünstigung einer alten Freundin gestatten — Sie wissen, ich habe Sie schon in langen Kinderkleidchen gekannt. Wie sind Sie gewachsen und wie wohl sehen Sie aus!" Dann wandte sie sich zu Lady Maria mit einem fragenden Blick, der auszudrücken schien: ist sie nicht reizend?

Lady Maria dachte eben so, aber sie war von so unerschütterlich ruhiger und gleichmüthiger Natur, daß selbst die ihrer Tochter gezollte Bewunderung sie nicht besonders aufzuregen vermochte. Sie beantwortete den lebhaften Blick der Mistreß Gorhambury nur mit einem ruhigen, selbstzufriedenen Lächeln.

„Was das für ein Perrückenstock ist," dachte die Mistreß, „das Mädchen aber ist allerliebst." Und dabei wünschte sie sich im Stillen Glück über ihr Werk von heute Morgen, freute sich, daß Philipp in Bath war, und daß Hernana nach Cornwallis oder wo möglich nach Madeira ginge. Ja, wäre es doch möglich, sie nach Madeira zu schicken. Das abgeschmackte Verhältniß — wenn es überhaupt ein Verhältniß zu nennen war, — hatte ein Ende, so sagte sie sich; Philipp würde bei seiner Rückkehr Marien in aller ihrer

Schönheit sehen, und seine Phantasie, so hoffte sie, würde dann nicht länger durch ein anderes Bild verwirrt werden.

„Wie ist sie gewachsen und verändert!“ wiederholte Mistreß Gorhambury, indem sie sich neben Lady Maria niedersetzte und ihre Augen mit freudigem Entzücken auf Miß Westmore ruhen ließ. „Sie ist überaus reizend!“ flüsterte sie. „Ich dachte immer, daß sie sehr niedlich werden würde, aber etwas so vollkommen Liebenswürdiges habe ich nie erwartet.“

„Meinen Sie das?“ Dabei nahm Lady Maria ihr Glas und sah ihre Tochter durch dasselbe an. „Ja, ich glaube, einige Personen haben sie recht hübsch gefunden.“

„Nun, meine Liebe,“ sagte Mistreß Gorhambury, zu Miß Westmore gewendet, „ich hoffe, Ihr schönes musikalisches Talent ist nicht vernachlässigt worden; ich hoffe, Sie haben unter den Lustbarkeiten der großen Welt, in der Sie gelebt, Ihr Pianoforte nicht vergessen.“

„O, was das betrifft,“ versetzte die Mutter, „so glaube ich nicht, daß wir irgendwo besonders lustig gewesen sind — waren wir es, Marie? Ich denke, unsere Gesellschaft war langweilig genug — meinst Du nicht, mein Kind? Ich finde, die Welt ist seit meiner Jugend ganz einfältig geworden. Doch glaube ich, daß Deine Leidenschaft für das Pianoforte lebendig geblieben ist. Ich hörte Dich wenigstens bei Lord Carlton recht eifrig spielen; aber da ging es auch entsetzlich albern her, und das arme Ding hatte buchstäblich nichts weiter zu thun.“

„Es war dort freilich nicht besonders unterhaltend,“ sagte Marie; „doch, Mistreß Gorhambury, ich habe gewiß mein liebes Pianoforte nicht vergessen, wo ich auch war, und ich liebe die Musik noch leidenschaftlicher als je.“

Dies konnte sie ohne Uebertreibung sagen, denn Marie besaß wirklichen Geschmack für Musik. Sie hatte ihn von ihrem Vater, dem Dechanten, geerbt. Sie war von der

Wiege an unter Musik aufgewachsen, und sie spielte das Piano ganz bezaubernd. Nicht blos so, wie gute Lehrer ein geschicktes Mädchen spielen lehren, sondern mit ausgezeichnetem natürlichen Talent, das durch den besten Unterricht sorgfältig ausgebildet war.

„Ich denke auch," sagte Mistreß Gorhambury, „daß Miß Westmore zu viel Genie für die Musik besitzt, um ihrem Pianoforte untreu zu werden. Großes Talent und große Freude an der Ausübung desselben werden gewöhnlich zusammen angetroffen."

„Mein Pianoforte ist mir sehr theuer," sagte Marie, „und oft schon stellte ich mir vor, wie entzückend es sein müsse, wenn die werthe Mistreß Gorhambury mir zuweilen erlauben wollte, sie zu ihrer köstlichen Harfe zu begleiten. Ich habe ein Paar ganz vorzügliche Duo's von Stoddart für Harfe und Pianoforte mitgebracht."

„Ich glaube, ich kenne die Stücke," rief Mistreß Gorhambury lebhaft. „Fängt nicht eines derselben so an: la, la, la," und dabei sang sie ein paar Takte. „Mills hat sie mir vor einigen Wochen zugeschickt. Sie sind recht gut. Zu einem oder zweien davon ist auch noch eine obligate Cello-Begleitung."

Marie erröthete ein wenig — es war ein leiser Anflug anmuthigen Erröthens, womit sie erwiederte: „Ja, ich glaube."

„Da können wir ja ein völliges Konzert zusammen veranstalten, wenn mein Sohn zurückkehrt. Philipp ist nach Bath gereist, Lady Maria."

„Wozu haben Sie ihn nach Bath gehen lassen? In Bath ist ja Niemand, den es sich verlohnt kennen zu lernen."

Mistreß Gorhambury wurde durch diese Worte ein wenig in Verlegenheit gesetzt, aber sie faßte sich schnell und sagte:

„O, es ist nur geschehen pour se désennuyer. Wir leben so langweilig auf Schloß Avondale. Herr Gorhambury wird, scheint es, von Tag zu Tage grämlicher, und seine Abneigung gegen jede Gesellschaft nimmt immer mehr zu. Der

arme Philipp! Es lebt sich dort wirklich schwer für einen jungen Mann, der sich, wie Sie wissen, aus der Jagd nichts macht. Ich glaubte, er würde sich todt träumen, deshalb rieth ich ihm, einen Ausflug nach Bath zu machen. Es pflegte dort um diese Zeit des Jahres in meinen Tagen lebhaft genug zuzugehen."

„Ich weiß ganz sicher, daß es jetzt dort weder um diese Zeit, noch irgend sonst lebhaft zugeht. Aber so viel ist gewiß, man weiß nicht wo man hingehen soll, denn Cheltenham ist so irländisch, und Leamington so gewöhnlich; und in Derbyshire ist es vollends abscheulich. Warum haben Sie ihn nicht nach Paris geschickt?"

„Ich bin eine närrische Mutter. Wir waren stets so glücklich, so gewöhnt, Alles zusammen zu genießen, daß ich jetzt, wo der Kontinent uns endlich wieder offen steht, sehr wünschte, mit ihm eine Reise dorthin zu machen und Paris und Italien das erste Mal mit ihm zusammen zu sehen."

„Sehr wohl, ich zweifle aber gar nicht daran, daß Herr Philipp Gorhambury ein höchst exemplarischer junger Mann ist. Sie glauben vielleicht, daß Sie ihn dadurch vor Unsittlichkeit schützen werden, wenn Sie ihn nach Paris begleiten. Ich habe viele Mütter gekannt, die sich in diesem glücklichen Irrthum befanden."

Sie sprach mit jener Verachtung, mit der eine so leidenschaftslose Frau, die blos für die Aeußerlichkeiten der Welt lebt, Alles betrachtet, was nur im geringsten von dem ausgetretenen Pfade der Welt abweicht, und die ganz unfähig ist, Gefühle zu theilen oder auch nur zu begreifen, die lebhaft genug sind, um solch' eine Abweichung zu veranlassen. Sie hielt Mistreß Gorhambury überhaupt für eine etwas excentrische und sehr affektirte Frau, weil sie große Talente und starke Gefühle besaß und ein etwas anderes Leben führte, als die gewöhnlichen Menschen.

Besonders verkehrt und übertrieben erschien ihr die Zuneigung, welche Mutter und Sohn für einander an den Tag

legten, und die eben ausgesprochene Absicht, gar eine Reise zusammen zu unternehmen, war für sie der Höhepunkt der Absurdität.

Nicht so dachte Marie. Sie fand es entzückend, daß Mistreß Gorhambury so verliebt in ihren Sohn war, und noch entzückender fand sie es von Philipp, daß er mit seiner Mutter zusammen reisen wollte. Sie wünschte nur von Herzens Grunde, auch mit von der Partie sein zu können.

„Theure Mama," sagte sie, ich finde es sehr natürlich, daß Mistreß Gorhambury und Herr Philipp Gorhambury, die Beide so leidenschaftliche Liebhaber von Gemälden sind, das Louvre zusammen zu besuchen wünschen."

„Nun ja, meine Liebe, das mag sein; aber es scheint mir doch etwas sehr originell. Und wenn Herr Philipp Gorhambury wirklich nach Bath gegangen ist, so sage mir nur um des Himmels willen — sage mir — wer auf der Welt kann nur dort sein?"

„Ich weiß, die L...s sind dort, und Sir C. C... mit Familie, und die F...s," und so nannte sie noch ein paar Namen, und Mariens Herz schlug dabei etwas schneller. Sie kannte keine von diesen Familien, aber sie bildete sich ein, daß in jeder derselben wenigstens ein halb Dutzend niedliche Töchter sein müßten.

„Die L...s und die F...s! Nun, das sind ganz leidliche Personen. Gut denn; ich hoffe, er wird recht viel Vergnügen haben. Bitte, wann erwarten sie ihn zurück?"

„In acht oder vierzehn Tagen spätestens. Und dann, Miß Westmore, wollen wir die Trio's versuchen, nicht wahr? Philipp hat außerordentliche Fortschritte auf dem Cello gemacht; er spielt wirklich ganz prächtig."

„Wie geht es Herrn Lovel?" fragte Lady Maria dazwischen. „Der Dechant schrieb mir, daß er während unserer Abwesenheit sehr krank gewesen sei." „Ich hoffe, daß es sich mit ihm gebessert hat. Es wäre ein großer Verlust; er

ist ein äußerst brauchbarer Mann, wie mein Gemahl, der Dechant, sagt.“

„Und die liebe Hernana, was macht sie?“ fiel Marie ein. „Es regnete gestern, Mama, da wollten Sie mich nicht ausgehen lassen; aber ich muß meinen Hut aufsetzen und sogleich zu ihr eilen.“

„Heute kannst Du nicht fort, mein Kind, denn eines der Wagenpferde ist lahm. Daß Du aber wie ein Tollkopf über die schmutzigen Straßen nach den Werften hinläufst, kann ich nicht ferner gestatten. Du vergissest, daß Du kein Kind mehr bist.“

„Es geht besser mit Herrn Lovel,“ sagte Mistreß Gorhambury, „aber er ist noch unfähig, seiner Pflicht zu genügen. Man will ihn in ein milderes Klima schicken — nach Cornwallis, oder vielleicht nach Madeira. Ich sah Hernana erst vor einer Viertelstunde. Sie war ganz voll von der Aussicht auf die Reise.“

„Was für ein schönes Mädchen ist doch Herrn Lovels Tochter!“ sagte Lady Maria. „Sie erinnert mich an Lady E. E.. Eine wahre Zigeunerin von Mädchen! Ich habe ordentlich Scheu vor ihr empfunden, obgleich sie noch ein Mädchen ist, eine solche Würde ist über sie verbreitet.“

„Sie ist ein liebes, liebes Mädchen,“ fügte Marie hinzu; „und ich liebe sie mehr, als irgend Jemanden in der Welt, ausgenommen meine süße Harriet, die sich verheirathet hat und Gott weiß wohin gegangen ist. Mama, Sie müssen mich wirklich zu ihr gehen lassen, oder Sie müssen hinschicken und sie zu mir einladen. Was aber das Wagenpferd betrifft, dessen Bein wird nie besser werden; unsere Wagenpferde haben niemals gesunde Beine. Ich werde mir also ein Kabriolet holen lassen und einen Bedienten mitnehmen, das wird das Beste sein; denn ich will lieber zu ihr gehen, als sie herkommen lassen, da ihr Vater so elend ist. Ueberhaupt habe ich das kleine Pfarrhaus so gern, und das winzige Sprechzimmer, und die Küche.“

„Das kann ich mir wohl denken," meinte die Mutter. „Ich liebe nichts so sehr und finde nichts so nett, als eine Küche in einem ländlichen Häuschen. Schön, mein Kind, ich habe nichts einzuwenden. Hernana Lovel ist nach meiner Meinung eine sehr passende Freundin für Dich," fügte Lady Maria hinzu, die gar keine unebenen Einsichten besaß, wenn sie dieselben nur brauchen wollte; „sie paßt tausendmal besser für Dich, als jene unausstehliche Harriet Manvers, die das allergewöhnlichste Schulmädchen war, das ich je gesehen habe — es konnte einem ordentlich schlimm dabei werden."

Zehntes Kapitel.

„Du bist wieder da, theure Marie! Wie schön von Dir, daß Du so bald zu mir kommst! Wie herzlich freue ich mich, Dich wieder zu sehen!" rief Hernana, und umarmte ihre Freundin, deren junges, liebliches Gesicht und deren anmuthige, durch eine elegante Toilette noch gehobene Gestalt die kleine, niedliche Küche völlig mit Glanz zu erfüllen schien, in die sie mit Gewalt eingedrungen war, weil sie sich freute, Hernana bei ihren Haushalt-Geschäften zu überraschen.

„Meine Gute! Wie habe ich mich auf diesen Besuch bei Dir gefreut — wie freue ich mich, wieder hier zu sein! O! seit ich fort war, habe ich Nichts gesehen, was mir so gut gefallen hat, und was so niedlich, so allerliebst war, wie Du in Deiner Küche, Hernana."

„Ach, was Du für ein sonderbares Wesen bist!" dabei gab sie ihr einen leichten Schlag auf die Wange. „Was, nach all' den schönen Leuten, unter denen Du Dich aufgehalten, und all' den schönen Dingen, die Du gesehen hast!"

„Ich versichere Dir," erwiederte Marie und setzte sich

nieder, „es ist ganz gewiß so, wie ich Dir sagte. Ich weiß nicht, was das mit mir ist, aber Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie zuwider mir viele Dinge sind, die Anderen so sehr gefallen, und wovon sie so viel Aufhebens machen. Ich finde das, was sie Gesellschaft nennen, höchst langweilig, aber es ist möglich, daß mein Mißgeschick mich nur zu so langweiligen Personen geführt hat. Ich hätte viel lieber Dein Leben führen mögen, Hernana, zu dem ich mir blos mein Piano hinzu wünsche. Denn Du weißt, mein Piano muß ich haben."

„Noch immer eine solche Wuth darauf, wie früher?"

„O, eine noch viel, viel größere; und ich spiele wirklich so gut, daß Jederman darüber erstaunt ist, und das erhöht natürlich mein Vergnügen. Glaube nicht, daß ich aus Eitelkeit so spreche, ich spiele gewiß recht hübsch, und ich wünschte nur, Du kämest nach der Dechanei, um mich zu hören; aber Du machst Dir nichts aus dem Pianoforte?"

„Nicht sehr viel. Ich denke aber, ich liebe auch Musik; und ich höre Dich gern spielen, weil ich Dich liebe."

„Das ist wirklich sehr freundlich von Dir gesprochen, Hernana; aber, was fehlt Dir denn?" fragte Marie und blickte ihrer Freundin in's Gesicht, das in der That noch blasser als gewöhnlich war; ihre Augen sahen niedergedrückt und schwer aus, und der Ausdruck derselben widersprach auf das schärfste der gewöhnlichen, strahlenden Heiterkeit dieses Zwillingsgestirns. „Mistreß Gorhambury, die gestern bei uns war, erzählte mir, daß Herr Lovel sehr krank gewesen sei, daß Du viel Angst um ihn ausgestanden habest, daß er auch nicht recht gesund werden wolle, und daß ihr deshalb verreisen und die Luft wechseln müßtet. Ich bin überzeugt, wenn er Luftveränderung bedarf, so brauchst Du sie gewiß eben so nöthig, denn Du bist während meiner Abwesenheit ein ganz anderes Wesen geworden."

„Du warst achtzehn Monate abwesend, und das ist schon ein bedeutender Zeitraum im Leben! Wir alle verändern

uns in solcher Zeit!" entgegnete Hernana, die gern dies Thema beseitigen wollte. Leider wußte sie nur zu gut, daß erst in den letzten achtundvierzig Stunden, seit Mistreß Gorhambury's Besuch, diese Veränderung über sie gekommen war.

Sie sah in der That sehr übel aus. Was sie in dieser Zeit gelitten hatte, übersteigt alle Beschreibung, obwohl sie schon von dem Augenblicke an, wo sie hörte, daß Philipp auf so befremdende Weise abgereist, — ohne eine Zeile, ohne einen Besuch, ohne ein Wort, — und nach alledem, was, wie sie wohl fühlte, vorgegangen sein mußte, — obwohl sie von da an schon die innere Ueberzeugung zu haben glaubte, daß zwischen ihnen Alles vorbei sei. Eine traurige Zukunft erschien vor dem trüben Blick ihres Geistes; wie es da mit ihr sein würde, das war sie nicht im Stande sich klar zu machen. Nur dies eine Gefühl lastete auf ihr mit jener schrecklichen Gewißheit, die sich nicht fortschaffen läßt; ihr Herz war von jener düsteren Vorahnung erfüllt, zu der uns, wir mögen wollen oder nicht, eine unüberwindliche Macht hinzudrängen scheint. Vergebens bemühte sie sich, als der erste Schrecken vorüber war und sie Muße zum Nachdenken hatte, die Sache aus einem anderen Gesichtspunkte zu betrachten und sich in eine Hoffnung hineinzureden, welcher eine nicht zu unterdrückende Stimme in ihrem Innern durchaus widersprach. Es half Alles nichts, ihr Herz in ihr schien gestorben, aller Muth, alle Freude, aller Glanz des Lebens verschwunden.

Mit Mühe und Noth verrichtete sie ihre gewöhnlichen Geschäfte; alle Heiterkeit, mit der sie sonst ihre Pflichten so freudig erfüllte, hatte sie verlassen. Vergebens suchte sie sich wieder zu sammeln — wieder das zu sein, was sie bis dahin gewesen, es wollte nicht gelingen!

Ein vernichtender Hauch war über sie hinweggegangen, es schien, als hätte der todathmende Wind der Wüste sie berührt und all' ihre Schönheit und Munterkeit mit fortgenommen.

So lange hatte sie Philipp geliebt — so lange! daß es

ihr vorkam, als hätte sie ihn schon geliebt, ehe sie noch denken können. Ihr Vater und Philipp — diese Beiden füllten ihr ganzes Dasein aus. Ihrem Vater war ihre Zärtlichkeit, ihre Theilnahme, ihre Liebe, ihre Pflicht geweiht. Philipp aber war die Seele ihres Lebens, ihr Licht und ihre Freude!

Und welches unsägliche Glück hatte sie in diesen letzten vier Wochen empfunden; in diesen vier Wochen der Sorge und der Angst, versüßt durch seine Besuche, seine Güte, seine Zärtlichkeit und ach, mit zu gar entzückender, beseligender Wonne erfüllt, wenn ein Blick, ein Wort, eine Bewegung zuweilen sein Inneres so schön und so sprechend vor ihr entfalteten! offenbar um so bedeutungsvoller und aufrichtiger, je unwillkürlicher diese Zeichen waren.

Und was für Stunden waren dagegen diese zweimal vierundzwanzig, die seit Mistreß Gorhambury's Besuch verflossen! O, es giebt furchtbare Wandlungen im Leben des Menschen — Wandlungen, die in der verborgenen Stille unseres inneren Wesens vor sich gehen und deren Qual selbst von unseren Nächsten und Theuersten nicht bemerkt, nicht beachtet, nicht geahnt wird, sondern allein Dem bekannt ist, der in den Herzen liest und Seine Kinder mit Seinen ernsten Züchtigungen heimsucht.

Ein Freudenstrahl durchzuckte die Finsterniß ihres Gemüths, als Marie hereintrat. Freundlichkeit übt immer eine heilende Kraft. Sie hatte die Tochter des Dechanten innig geliebt, inniger, als sie es selbst oft für gut fand, denn sie kannte sehr wohl den großen gesellschaftlichen Abstand, der sie beide trennte, und sie hatte auch an Mariens Beständigkeit gezweifelt. Um so freudiger und wohlthuender war es ihr, sie als dieselbe wiederzufinden, so bereit, sie aufzusuchen, so theilnehmend und liebevoll. Es war für sie eine rechte Herzenserquickung. Ein paar Augenblicke vergaß Hernana, was vorgegangen, und war wieder sie selbst. Aber dies dauerte nicht lange, bald kehrte ihre frühere Traurigkeit und Niedergeschlagenheit wieder zurück, die ihrem Antlitz den

ungewöhnlichen Ausdruck tiefen Leidens gab, welcher Marie so überrascht hatte. Marie war äußerst gutmüthig, aber nicht sehr scharfsichtig, und Hernana's verstörtes Aussehen mußte schon sehr auffallend sein, daß es ihr nicht entging.

„Freilich verändern wir uns in achtzehn Monaten!" antwortete sie auf Hernana's Bemerkung, „aber nicht so wie Du Dich verändert hast; aber ich weiß schon, wovon das kömmt," fuhr sie fort, denn ihr armes, thörichtes, kleines Herz war ganz von einem Gegenstande erfüllt, der fast für nichts Anderes mehr Raum ließ. „Ich glaube, Du liebst! ja, ja, gewiß, Du wirst roth, wie Purpur! Das ist ja prächtig! Ich dachte schon, es würde Dir niemals möglich sein, — nun, wie soll ich es nennen? — niemals möglich, Dich zu verlieben. O, ich bin ganz entzückt davon! Nun können wir uns gegenseitig beichten und von unseren Liebhabern mit einander plaudern — was ich sonst gar nicht wagte, denn Du warst mir viel zu weise, Hernana. Da mußte ich meine Zuflucht zu Harriet Manvers nehmen, die niemals werth war, Dir das Wasser zu reichen; und jetzt mag ich sie gar nicht mehr leiden, denn erst redet sie mir ein, sie könnte für Lieutenant Oswald vom fünften Regiment sterben, und sie würde, wenn er auch keinen Pfennig besäße, um seinetwillen selbst den Flur zu scheuern im Stande sein — und was hat sie nun gethan? es waren noch nicht zwei Monate vergangen, so warf sie den Aermsten über Bord und heirathete einen alten Gecken von Landjunker, der dreißig Jahre älter ist als sie, heirathete ihn blos darum, weil er dreißigtausend Pfund des Jahres zu verzehren hat. Ist das nicht zu abscheulich?"

Hernana lächelte. „Es schien mir immer, als ob Miß Manvers es etwas zu sehr mit der großen Welt hielte, um für Miß Westmore zu passen."

„Ach, laß doch die Miß Westmore; komm, laß uns hier am Fenster Platz nehmen. Wie allerliebst ist es hier, wenn das Fenster offen ist und die Rothkehlchen früh Morgens

zwitschern; und nun erzähle mir ein wenig von Dir und Deinen Angelegenheiten, hernach will ich Dir auch von den meinigen erzählen."

„Theure Marie, wie Du nun bist! Ich habe Dir gar nichts zu erzählen, glaube mir; aber es wird mich glücklich machen, zu hören, was Du mir zu erzählen hast."

„Ach, Du bist auch gar zu verschlossen und zurückhaltend. Das ist ein großer Fehler von Dir, Hernana, nimm es mir nicht übel, denn ich bin meiner Sache so gewiß, wie ich hier sitze, Du liebst. Man braucht Dich nur anzusehen, um augenblicklich zu wissen, wie es mit Dir steht — ich kenne das," fügte sie hinzu, „ich kenne es nur zu gut aus eigener Erfahrung. O, Hernana, der Gedanke an Philipp Gorhambury!"

Hernana fuhr zusammen, wie vom Blitz getroffen.

„Was hast Du denn?" rief Marie.

Der Gedanke war ihr nie in den Sinn gekommen. Es mag auffallend scheinen, aber sie hatte die Beiden nie viel zusammen gesehen. Die erste Qual der Eifersucht, wenn noch das Gefühl des Verlassenseins hinzukommt, ist furchtbar.

„Nichts, nichts! Du sagtest etwas von Herrn Philipp Gorhambury, wie mich dünkt."

„Wie Dich dünkt! Ei freilich, that ich das. Wie Dich dünkt! Nun, das ist sonderbar," sagte Marie ein wenig empfindlich. „Hast Du mich denn nie errathen? Harriet Manvers hatte es gleich weg."

„Das ist möglich. Ich errathe nicht leicht Jemand. So, also Herr Philipp Gorhambury, er ist es, der —"

„Liebe, Gute!" rief Marie aus und warf sich mit kindischer Freude in ihren Stuhl zurück. „Du hast mich also wirklich nie errathen! Das ist wunderbar von Dir, Hernana. O Himmel! ich bin ja zum Sterben in Philipp Gorhambury verliebt, ich weiß gar nicht mehr seit wann."

Von einem so heiligen Gefühle so zu sprechen, und noch dazu von ihm! das erschien ihr wie ein Frevel, wie eine

Entweihung, eine Lästerung! Hernana ließ die Hand fahren, die sie erfaßt hatte; es mischte sich in ihr ein Gefühl von Widerwillen und Verachtung; bald aber, man verzeihe es ihr, fühlte sich ihr Herz wieder etwas gehoben. Es war ja unmöglich, daß ein Mann wie Philipp Gorhambury, der sie einmal geliebt hatte, sie um eines so kindischen Mädchens willen verlassen konnte. Unmöglich! Er war freilich abgereist; er hatte ihr dadurch ohne Zweifel zu verstehen geben wollen, daß fortan das Band zwischen ihnen zerrissen sei; er war grausam gewesen, verrätherisch wollte sie es nicht nennen; aber für diese konnte er sie nicht verlassen haben! Dasselbe innere Gefühl, welches sie bei der Gewißheit seiner ewigen Trennung von ihr beinahe mit Verzweiflung erfüllt hatte, dasselbe Gefühl sagte ihr jetzt, daß er sie nur verlassen habe, um frei zu sein; nicht, um an eine Andere sich zu fesseln, nicht für solch' eine Andere! Die Qual der Eifersucht ließ nach, und im Vergleich zu dieser glaubte sie jede andere Qual leichter ertragen zu können. Es that ihr wohl; der heftigere Schmerz des einen Gefühls schien ihre anderen Leiden unterdrückt zu haben.

„Und nun denke Dir, gerade als ich wiederkehre, geht er nach Bath! Ist das nicht grausam? Am Ende macht er sich gar nichts aus mir! Und doch schwor Harriet Manvers noch in der letzten Zeit ihres Hierseins, daß er mich zum Sterben liebe. Und, sagte sie, ein ganz sicherer Beweis dafür sei die geringe Aufmerksamkeit, die er mir in Gegenwart Anderer widme, dagegen wären seine Augen unverwandt auf mich gerichtet, sobald es unbemerkt geschehen könnte. Jetzt sage mir aber, Hernana, was Du davon denkst?“

„Ich habe Euch so wenig bei einander gesehen, daß ich wirklich nicht darüber urtheilen kann; aber ich dächte —“ sie zögerte mit der Sprache.

„Was willst Du sagen? Heraus damit!“

„Du wirst es aber nicht gern hören.“

„Wenn Du sagen willst, daß er sich nichts aus mir macht, so würde ich das freilich nicht gern hören. Denn erstens weiß ich gewiß, daß es nicht so ist, und zweitens kannst Du es auch unmöglich wissen. Ich bitte Dich aber, quäle und ärgere mich nicht durch Zweifel, denn ich habe vollkommen hinreichende Gründe, um ganz fest davon überzeugt zu sein.“

Hernana's Muth sank wieder. O, wie gern hätte sie das geschwätzige junge Mädchen durch Fragen dazu gebracht, ihr alle ihre Gedanken und Gefühle einzugestehen; aber es kam ihr wenig ehrenhaft vor, von einer Anderen volles Vertrauen anzunehmen, während sie selbst fest entschlossen war, ihre eigenen Empfindungen zu verbergen. Sie schwieg daher; aber gerade dies reizte die junge Dame nur noch mehr, so daß sie fortfuhr:

„Gewiß, wenn Höflichkeitsbezeugungen und Händedrücke und festgebanntes Verweilen am Klavier während meines Spiels und tausend andere kleine Beweise etwas zu bedeuten haben, so hat es daran wahrhaftig nicht gefehlt! Ich könnte nur sagen, daß Philipp Gorhambury mich arg hintergangen hätte, wenn er keine Absichten hat; aber er muß Absichten haben, ich bin davon überzeugt, obgleich er nach Bath gereist ist. Sage mir aber, was ich davon denken soll, denn ich versichere Dir, das letzte Mal, als ich ihn sah, es war in London —“

„Du bist in London mit ihm zusammengetroffen?“

„Ja wohl, ich sah ihn dort; weshalb machst Du ein so sonderbares Gesicht? Ach, Hernana, Du bist heute wirklich halb verkehrt. Weshalb, ich bitte Dich ums Himmelswillen, weshalb sollten wir uns in London nicht gesehen haben?“

„Gewiß! warum denn nicht? Ich habe gar keinen Grund dazu; es war mir nur unbekannt.“

„Das ist doch wirklich wunderbar, in der That. Ich denke, Herr Philipp Gorhambury legt Dir über sein Thun und Lassen keine Rechenschaft ab! Ja, gewiß, wenn es Dir

auch unbekannt ist, wir haben uns dennoch in London gesehen. Und Harriet Manvers sagte mir, seine Aufmerksamkeiten wären ganz besonderer Art; ich für mein Theil hätte indeß gewünscht, er wäre etwas deutlicher gewesen — zuweilen schien es als wolle er — dann wollte er wieder nicht. Du weißt, Papa war immer so erfreut, ihn zu sehen, er hält so viel von ihm, daß er meistentheils mit ihm reden mußte, während mir Harriet Manvers versicherte, daß er fast vor Sehnsucht sterbe, mit mir zu sprechen. Aber wenn Papa das Zimmer verließ, dann kam er doch nicht zu mir, sondern that oft, als läge ihm nichts an mir und plauderte lieber mit Mama oder mit sonst Jemand, oder blätterte eher in einem Buch, als daß er, wie es schien, sich mit mir zu unterhalten suchte; aber Harriet meinte, das sei nur Verlegenheit und Blödigkeit, und doch scheint mir Philipp von allen Männern auf der Welt am wenigsten durch so etwas sich verwirren zu lassen. Was meinst Du?"

„Um ehrlich zu sein, muß ich Dir eingestehen, daß ich nicht ganz der Ansicht Deiner Freundin Miß Manvers sein würde. Ich halte Herrn Gorhambury nicht für blöde und glaube, daß, wenn er Dich liebte, er Dich nicht darüber in Ungewißheit lassen würde; denn weshalb sollte er das wohl?"

„Ich kann freilich nicht einsehen, weshalb er es thun sollte, aber ich wünschte, Papa und Mama zeigten ihm nicht so sehr, daß sie ihn gern zum Schwiegersohn hätten. Harriet Manvers sagt, die Männer seien ganz verkehrte Geschöpfe. Es wäre gar kein Wunder, wenn er sich selbst zu sicher fühlte, und ich habe nicht übel Lust, ihn tüchtig zu quälen und mit einem Anderen zu scherzen, es sind genug da, die sich darüber sehr freuen würden. Sage mir doch, Hernana, was Du meinst? willst Du? aber Du sitzest ja da mit einem so wunderlichen Gesicht und tröstest mich gar nicht — Du bist ganz anders als Harriet Manvers."

„Ich weiß wirklich nicht, was ich sagen soll — weil —

weil ich euch gar nicht oft bei einander gesehen habe; aber nach Deinem eigenen Bericht scheint es mir nicht, daß Herr Philipp Gorhambury eine Neigung für Dich empfindet."

„So, es scheint Dir nicht? — scheint Dir nicht?" versetzte Marie mit empfindlichem Ton. „Du denkst vielleicht, daß er eine Andere liebt. Dich, zum Beispiel?"

„O nein, mich nicht!" erwiderte Hernana mit gebrochener Stimme."

„Das glaube ich auch nicht. Dich am wenigsten von allen Mädchen der Welt! Wahrhaftig, das wäre das Letzte, womit ich Philipp Gorhambury in Verdacht hätte. Ich gebe Dir mein Wort, daß Liebe in einer Hütte nicht nach Philipp Gorhambury's Geschmack ist. Der herrliche junge Mann gehört nur in einen Palast, und er weiß, daß er dahin gehört, ich ängstige mich nur, daß er für mich Aermste zu hoch strebt — aber ich bleibe dabei, Du siehst ungemein sonderbar aus. Du bist doch nicht etwa auch in ihn verliebt, Hernana, das will ich nicht hoffen! das wäre für Dich sehr traurig!"

„O, mache Dir um meinetwillen keinen Kummer. Ich bin gewohnt, meine Sorgen allein zu tragen."

„Das ist es aber," sagte Marie mit gesenkter Stimme, das ist meine geheime Furcht, daß er auf höheres Wild ausgeht, als ich es bin; denn Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie man ihm schmeichelt und ihn bewundert, und dann bekömmt er noch dazu, wie Du weißt, dereinst ein schönes Vermögen, und wenn auch Herr Gorhambury ein gräulicher Kautz von heimlichem Barbaren ist, den Niemand leiden mag, so ist doch Jedermann von Mistreß Gorhambury im höchsten Grade bezaubert; sie ist das vollendetste Geschöpf von der Welt. Er wird daher wählen können, wo es ihm gefällt, und ich würde auch gar nicht daran denken, mir Hoffnungen zu machen, wenn nicht die kleinen Blicke, Zeichen und Reden wären, die man nicht mißverstehen kann und die mich überzeugen, daß er keine Andere liebt als mich.

Aber ach! wie soll ich ihn zu einer Erklärung bringen? denn Harriet Manvers sagt, für jeden Mann auf der Welt bedürfe es eines Netzes, um ihn zu fangen, und das weiß ich, Lady Maria, meine Mutter, wird sich niemals die Mühe geben, eines für mich zurecht zu machen."

Dieses ziemlich fade Gespräch mag als Probe dienen von manchen ähnlichen Unterredungen, die zwischen Hernana und Marie in der kurzen Zeit stattfanden, ehe Herr Lovel mit seiner Tochter und Lady Aylmer ihre Reise antraten.

Wenngleich Hernana anfangs auch nicht im mindesten daran glaubte, daß Philipp irgend eine Neigung zu Miß Westmore haben könne, so war es ihr doch bei diesen fortschreitenden Eröffnungen und näheren Mittheilungen nicht möglich, sich darüber zu täuschen, daß entweder Marie, durch ihre Wünsche verleitet, gewaltig übertreiben müßte, oder daß Philipp gegen sie Beide eine sehr schlechte Rolle spiele, daß er sich falsch und verrätherisch benehme; freilich konnte sie nicht begreifen, was ihn dazu treibe, und je mehr sie darüber nachdachte, desto unbegreiflicher wurde es ihr.

Zwar ließ es sich wohl glauben, daß Mariens hübsches Gesicht und ihr ungekünsteltes, wenn auch etwas kindisches Wesen für seine Phantasie anziehend sein konnte; aber warum machte er dann so viel Umstände und Schwierigkeiten, seine Liebe zu erklären, und um ihre Hand anzuhalten, da es doch offenbar für alle dabei betheiligten Parteien nichts Erwünschteres gab? Und, wenn er eine Andere liebte und im Herzen trug, wie konnte er dann — wie durfte er für sie das sein, was er sein ganzes Leben lang mehr oder weniger für sie gewesen — und am allermeisten in den letzten wenigen Wochen, die ihr eine so theure und köstliche Erinnerung waren!

Diese Blicke und Laute, diese kleinen, unwillkürlichen An-

zeichen innerer Regungen, diese abgebrochenen Worte, halb ausgesprochen, halb zurückgehalten, diese unzähligen Merkmale, welche allein von dem Herzen verstanden werden — o, das Alles sollte nur Komödie gewesen sein? Ein so schlechter, herzloser, abgefeimter Betrüger wäre Philipp Gorhambury? Unmöglich!

Nein, er liebte sie! er mußte sie lieben! Aber wie stand es dann um Marien! Wie war dann sein Benehmen gegen sie zu erklären? Denn wie viel sie auch auf Marien's Geneigtheit zur Selbsttäuschung schreiben mochte, so ließ sich doch nicht leugnen, daß Vieles von dem, was sie erzählt hatte, wie Wahrheit klang.

Ihr Unglück war gränzenlos. Sie wußte nicht, was sie denken, was sie thun solle. Alle ihre Gefühle waren in Aufruhr. Zuweilen überließ sie sich ihrem schmachtenden Verlangen nach einem Glück, welches ihr schon so nahe zu liegen schien und nun plötzlich entschwunden war. Und war es denn wirklich entschwunden? Der Zweifel, die Ungewißheit war es, was so quälend an ihr nagte. Der Zweifel, der schreckliche Zweifel!

Hätte sie nur erst Gewißheit, welche es auch wäre, — wäre sie nur überzeugt, entweder von Philipp's Aufrichtigkeit oder von seiner Untreue, dann, dachte sie, werde sie ihr Schicksal wohl zu ertragen wissen. Ein einziger großer Kampf, und sie werde, fühlte sie, den Muth haben, ihr Herz loszureißen. Ein kühner Gewaltstreich der Trennung, und wenn er auch bitter wäre wie der Todesstreich, so wäre es dann doch vorüber, und es würde von da an ihre Heilung beginnen. Die Zeit, welche jetzt für sie nichts vermochte, würde dann Alles für sie thun; so wie ein Tag nach dem anderen hinginge, müßte sie ja selbst wider ihren Willen genesen.

Ach, die Ungewißheit, die grausame, peinigende Ungewißheit, sie ist es, die so manche Wange erbleichen macht, so manche Gestalt zerstört und aufzehrt.

Die, von deren Willen es abhängt, einer so schrecklichen Folter ein Ende zu machen, haben kaum eine Ahnung von den Martern, welche sie zuweilen aus bloßem Leichtsinn, zuweilen aus Mangel an Selbstvertrauen, zuweilen auch mit Vorbedacht und Absicht veranlassen.

Elftes Kapitel.

„Was fehlt Dir, mein Kind?“ sagte Lady Aylmer zu Hernana, als diese in ihr kleines Gesellschaftszimmer trat. „Ich fürchte, meine Liebe, Du hast Dich bei dieser unausgesetzt sorgsamen Pflege Deines theuren Vaters zu sehr angestrengt. Schon vor mehreren Tagen kamst Du mir angegriffen vor, seit Freitag hat Dein übles Aussehen auf eine erschreckende Weise zugenommen. Du bist auf ein Weise verändert, die mich beunruhigt. Komm zu mir, theures Herzenskind. Komm her, meine gute, freundliche Hernana, lege Dein Haupt an meinen schmerzerfüllten Busen und erzähle mir, mein Lieb, was Dir fehlt; oder soll ich — soll ich?“ fuhr sie fort, nachdem sie einige Augenblicke ihr bleiches, abgehärmtes Antlitz mit unaussprechlicher Angst und Liebe geprüft hatte: „Soll ich — nicht fragen, sondern errathen — auf Gerathewohl errathen, mein Liebling?“

Sie ergriff ihre Hand mit einem so gefühlvollen und theilnehmenden Ausdruck, wie ihn kein Antlitz sprechender zeigen konnte, als Lady Aylmer's, deren Züge durch langen, langen Gram und durch den schweren Kummer ihres Herzens, den, wie es schien, keine Zeit zu mildern vermochte, allmälig so vergeistigt und so zart geworden waren, daß jede Regung der Seele sich in ihnen auf wunderbare Weise abspiegelte.

Sie blickte so liebevoll auf Hernana, mit einer so aufrichtigen Sympathie für ihren Kummer, — mit einer Sym-

pathie, welche vielleicht nur Diejenigen ganz empfinden können, die selbst stillen und tiefwurzelnden Gram kennen gelernt haben!

Lady Aylmer war eben so sehr die theilnehmendste wie die tröstendste aller Freundinnen.

„Nicht doch, wende Dein Gesicht nicht ab!" Denn dies war Hernana's erste unwillkürliche Regung gewesen, der sie jedoch nicht nachgab; sie wandte ihre Augen zu der Freundin — ihre so trüben Augen, die dieser zu sagen schienen, daß sie recht errathen — daß Lady Aylmer ihr Geheimniß erforscht habe. „Ist es wahr? Ist meine Besorgniß in Erfüllung gegangen? Nicht doch, ich weiß nicht, warum ich sagen sollte, daß ich Besorgniß hegte, es müßte denn vielleicht irgend eine natürliche schlimme Ahnung sein, die mich ergreift, wenn ich diesen Namen nennen höre, der für mich so verhängnißvoll ist; aber ich will nicht gegen den Sohn deshalb ein Vorurtheil hegen, weil ich einen Widerwillen gegen die Eltern habe. Du kannst Dich mir anvertrauen, Hernana. Ich kann und will Philipp Gorhambury um Deinetwillen lieben. Wenn — doch warum bist Du so traurig? Es ist ganz unmöglich, nach alle dem, was ich gesehen, — wie wenig es auch war — es war doch genug — es ist danach unmöglich, daß er Dich verlassen haben sollte. Ich höre aber, daß er fort ist und Dich noch immer in Ungewißheit über seine Absichten gelassen hat!"

Hernana antwortete nichts. Sie setzte sich auf das Sopha, auf welchem Lady Aylmer den größten Theil des Tages noch immer zuzubringen genöthigt war, nur hatte diese jetzt, im Eifer des Gesprächs, sich halb erhoben und saß aufrecht da, indem sie Hernana's Hand in der ihrigen hielt und ihr mit der innigsten Theilnahme in's Antlitz schaute.

„Du schweigst?" Nicht doch, meine Liebe, es wird, es kann ja nicht sein."

„Ja, es ist so," war Alles, was Hernana zu erwiedern vermochte.

„Du kannst das nicht meinen! Fort! und nicht gesprochen! Aber dann kann es nur auf ganz kurze Zeit sein. Er muß Willens sein, baldigst zurückzukehren?"

„Das weiß ich nicht. Aber ich glaube, Mistreß Gorhambury sagte, es sei ganz unbestimmt, wann er zurückkomme; er sei verreist, sie wisse nicht auf wie lange."

„Mistreß Gorhambury! O, Liebe, kehre Dich nicht an das, was Mistreß Gorhambury sagt; sie kennen wir ja Alle. Sie wird freilich alles Mögliche thun, um Dir einzureden, daß es so sei, wie sie es wünscht. Wenn Du nur von Mistreß Gorhambury gehört hast, daß Philipp auf so seltsame, unbegreifliche Weise sich entfernt hat, — auf längere Zeit und ohne sich vorher zu erklären — so verlaß Dich darauf, daß sie Dich täuscht, und vielleicht auch sich selbst; denn Philipp Gorhambury liebt Dich, Hernana. Ich glaube mir selbst nicht zu schmeicheln und eben so wenig meinen Freunden schmeicheln zu können, auch hat die Erfahrung mich sehr mißtrauisch in Hinsicht auf den äußeren Schein gemacht, durch welchen sich Mädchen so leicht zu der Ueberzeugung verleiten lassen, daß ein Mann sie ernstlich liebe; aber ich denke doch, daß ich mich in diesem Fall nicht täusche; ja, ich könnte mein Leben dafür einsetzen, dieser junge Mann liebt Dich."

Hernana sagte nichts, aber ein flüchtiger Schimmer von Freude erglänzte in ihrem Auge, indem sie ihre Freundin anblickte.

„Und nun erzähle mir, Theure, wie Ihr geschieden seid; denn ich bin überzeugt, er kann nicht von Dir gegangen sein, ohne wenigstens durch ein Wort oder einen Blick verrathen zu haben, was aus jeder Miene sich lesen, aus jedem stammelnden Ausdruck sich heraushören ließ, als ich Euch zusammen sah. Nur Muth, nur Muth! ich weiß, daß wir schon durch bloße Entfernung niedergeschlagen werden und dann Alles von der finstersten Seite ansehen. Ach, ich kenne das nur zu sehr! Ich habe es ja so tief erprobt! und es

scheint, als sollte ich es mit Dir, mein theures, liebes Mädchen, noch einmal durchleben."

„Er nahm keinen Abschied. Er ist abgereist, ohne daß er auch nur den Versuch machte, mich noch einmal zu sehen, so plötzlich und unfreundlich. Ach, wie konnte er nur so wenig Theilnahme für mich haben!"

„Er ist abgereist, ohne Abschied von Dir zu nehmen?"

„Ach ja, Lady Aylmer!"

„Du liebes Kind!"

„Jetzt werden Sie nicht mehr so zuversichtlich von seiner Liebe sprechen können!" sagte Hernana traurig.

„Meine Liebe, Gute! Ich weiß nicht, was ich denken oder sagen soll."

„Sie finden es auch so seltsam, so ganz unfreundlich, so — so bedeutungsschwer?"

Das letzte Wort hauchte sie nur hervor, als ob sie es mit Mühe aussprechen könne.

„Ach! mein einziges, theures Kind, was soll ich Dir erwiedern?"

„Es wird Dir vorkommen," ergänzte sich Lady Aylmer nach einer kleinen Pause, „als hätte ich ein sehr schwankendes Urtheil, weil ich meine Meinung so plötzlich und, wie es scheint, aus so leichten Gründen ändere, aber ich mag Dir nicht verbergen, was ich denke, mein Kind, denn ich kenne Dein starkes, edles Herz und weiß, daß Du die Pflicht des Weibes begriffen hast — ihre schwere, aber gebieterische Pflicht! Meine Hernana wird ein Leben, das ihr zu höheren Zwecken verliehen wurde, nicht hinopfern — sie wird diejenigen, die sie lieben, nicht in Kummer und Sorge stürzen wollen, wegen eines solchen Mannes, wie dieser ist. Du bist ein edles, ein gutes Mädchen, Hernana, Du mußt nicht mehr an diesen Mann denken."

Sie antwortete nicht.

„Diese Worte klingen Dir wie ein Todesurtheil," sagte Lady Aylmer.

„Ja wohl, o noch viel schlimmer, viel schlimmer!"

„Das fühle ich, das fühle ich! Was ist der Tod des Leibes — mit einem Mal überstanden — gegen diesen lebendigen Tod des Herzens? gegen diesen Tod, der nicht tödtet. Ach Kind! Kind! Ich kenne das nur zu sehr. Es ist hier, hier — der Tod der Hoffnung! der Tod des Glückes! der Tod der Liebe! Alles, alles gestorben, nur nicht das eine arme Selbst."

„Ja, ja — ich sehe, ich verstehe; aber sagen Sie nicht, daß Sie keine Hoffnung mehr haben — o, sagen Sie das nicht. Ich dachte, Sie lebten nur von der Hoffnung."

„Von ihrem Schatten —; aber mit jedem Tag wird dieser Schatten schwächer und schwächer; und er nimmt seit einiger Zeit gar seltsame, phantastische, unglückdrohende Gestalten an!" Lady Aylmer sagte das nicht etwa, als vergäße sie herzlos den Schmerz des jüngeren Herzens, sondern weil sie seine Bitterkeit durch Theilnahme an ihrem eigenen Gram zerstreuen wollte. — „Ja," wiederholte sie, „seltsame, phantastische, unglückdrohende Gestalten. Denn er, den ich verloren — damals ein liebenswürdiges Kind — er ist jetzt kein Kind mehr; er ist ein Jüngling — ein Mann! — und so kann ich meinen Verlorenen, meinen kleinen Liebling doch niemals, niemals wiederfinden! Und dann, wenn ich an sein Schicksal denke — was für ein Knabe, was für ein Mann kann er geworden sein! — was kann ich nicht finden, wenn ich ihn je wiederfinde — o es ist entsetzlich, entsetzlich!"

Und die unglückliche Mutter, die nun ganz von ihren eigenen qualvollen Vorstellungen eingenommen war, bedeckte ihre Augen mit der Hand, als wolle sie irgend ein schreckliches Bild verscheuchen.

Die Liebe ist ein seltsames, seltsames Ding. So schwer und bitter auch ihre Leiden sind, so ziehen sie sich doch beschämt vor anderen, ernsteren Sorgen zurück. Sie scheint sich ihrer etwas flüchtigen Natur bewußt zu sein und, obwohl sie stärker ist als der Tod, doch in ihrer leidenschaft-

lichen Angst wie beschämt dazustehen, wenn die Stimme von anderem Schmerz sich hören läßt. Wenn Rahel über ihre Kinder weinet, wie könnte wohl in die Furchtbarkeit solchen Jammers die Klage der Liebe sich zu mischen wagen? Dürfen Hero's Thränen fließen, wo der Schmerzensschrei einer Niobe ertönt? Dieses Gefühl hatte Hernana. Sie schämte sich ihres Grames und zog sich scheu und wie von einer Mahnung ihres Gewissens getroffen in sich zurück vor dem Herzeleid der unglücklichen Mutter.

Und dieses Gefühl wirkte heilsam. Es wurde dadurch ihren Gedanken eine andere Richtung gegeben, denn vor den furchtbaren Qualen und Zweifeln der beraubten Mutter erschien ihr Kummer ja so klein — so nichtig. Ihr Schmerz war in der That eben so heftig, ja, wo möglich, noch heftiger, ertödtender. Aber es fehlte ihm, ich weiß nicht was. Ich will nicht erst versuchen, diese Thatsache zu erklären, ich weiß, die Erfahrung jedes fühlenden Herzens wird dies selbst viel besser thun können.

So saß denn Lady Aylmer, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt, ein Raub jener schrecklichen Anfälle von Schmerz und Schauder, von denen sie jedesmal überwältigt wurde, so oft der Gedanke an ihr verlornes Kind in ihrer Seele diese jammervollste aller wechselnden Gestalten des Jammers annahm; denn glücklicher Weise kann ein Kummer solcher Art niemals eine bleibende Gestalt annehmen, sie wechselt mit der Gemüthsstimmung, zuweilen überwiegt die Hoffnung, zuweilen versinkt die Seele in die Tiefen der Verzweiflung; wenigstens aber entgeht der Geist dadurch der Qual einer fixen Idee und wird vor Wahnsinn bewahrt. Die Gegenwart eines nicht minder lebhaften Schmerzes in anderer Gestalt war für die arme Mutter eben so heilsam wie für das in seiner Liebe getäuschte Mädchen. Beide hatten so viel wahre Großmuth und Herzensgüte, daß sie einander durch ihr Mitgefühl die Last ihres Grams erleichterten.

„Wie bin ich so selbstsüchtig,“ sagte Lady Aylmer und

erhob ihr Haupt. „Wie konnte ich nur so selbstsüchtig sein, verzeihe mir, mein theures Mädchen! Es treten Augenblicke ein, wo jener Gedanke mich überwältigt und all' das bischen Kraft, was ich errungen habe, mich wieder verläßt. Und wie die Zeit verfließt, stelle ich mir vor, wie auch er heranwächst und sich verändert — immer mehr heranwächst und immer mehr sich verändert. Diese Vorstellung drängt sich immer hartnäckiger mir auf — und wird immer schrecklicher. O! verzeihe mir, meine Liebe, daß ich so selbstsüchtig bin! Ich sehe Dein bleiches Antlitz vor mir und kann noch an etwas Anderes denken, noch an etwas Anderes! Verzeihe mir, mein theures, mein einziges Mädchen."

„Ach, sprechen Sie nicht so, Lady Aylmer. Wenn Sie wüßten, wie ich Ihrer qualvollen Sorge gegenüber mich meines Kummers schäme! Ich will mein Leid tragen wie es sich geziemt — gewiß, gewiß, ich will es! Ich will Ihr Gemüth nicht noch schwerer niederdrücken und meinem theuren Vater nicht Sorge und Angst bereiten. Gewiß nicht, glauben Sie mir, ich kann es, und ich will es."

Und in der That, der Gedanke an diese qualvolle Sorge, wie sie dieselbe wohl nennen durfte, brachte sie mit einem Mal aus den Regionen der Leidenschaft, in welchen sie unter dem Zauber Philipp Gorhambury's geweilt hatte, zurück zur Wirklichkeit, zur Pflicht, zur Seelenstärke, zur Ergebung und zu dem freundlichen Alltagsleben.

Ja, so hatte sich die quälende Angst, die düstere, schreckliche Vorstellung gestaltet, die nach und nach in Lady Aylmer's Gemüth sich festsetzte und von Jahr zu Jahr ihre Leiden steigerte. Eine lange Zeit hindurch hatte sie ihren Verlorenen sich immer noch als den kleinen, unschuldigen, hülflosen, schönen Knaben gedacht; sie hatte sich an den

Gedanken angeklammert, daß er wieder zu ihr zurückkehren, daß sie ihn so wiedersehen werde, wie sie ihn verloren hatte.

Die Zeit aber verging, Wochen wurden zu Monaten, Monate zu Jahren, und auch nicht die leiseste Kunde von ihm erreichte sie. Das Schweigen des Grabes schien auf ihm zu lasten, und alle ihre Freunde waren auch überzeugt, daß dies wirklich der Fall sei; deshalb die Blicke voll trauriger Verzweiflung, wenn sie von ihm als von einem lebenden Wesen sprach, deshalb die leisen Zeichen von Mißbilligung, die sie an ihnen wahrnahm, als gäbe sie sich einer gefahrbringenden kranken Einbildung hin; dieses Alles war ihr so unangenehm, daß sie schon seit langer Zeit zu Niemand als zu Hernana seiner gedachte.

Nicht daß ihr Glaube deshalb wankend geworden wäre; sie rechnete auf sein Wiedererscheinen mit einer unumstößlichen Sicherheit, so wie manchmal unsere Ahnungen für uns die volle Zuverlässigkeit einer Prophezeiung annehmen; und es war der Trost ihres Lebens, daß Hernana, jung und leicht erregbar, diesen Glauben mit ihr theilte und ebenfalls überzeugt schien, daß ihr sehnlichster Wunsch zur Wahrheit werden müsse.

Seit nun aber die oben erwähnten qualvollen Vorstellungen in Lady Aylmer's Seele eingezogen waren, hörte selbst diese langgenährte, theure Hoffnung auf für sie ein Trost zu sein. Der schreckliche Gedanke, dies so sehnsüchtig herbeigewünschte Kind, das vielleicht den schlimmsten Einwirkungen ausgesetzt war, könne herangewachsen sein zu einem elenden, verderbten menschlichen Wesen, war für sie so furchtbar, daß zu Zeiten Hernana für ihre Freundin nur das inbrünstige Gebet zum Himmel zu senden vermochte, es möchte all' dieser Wechsel von Hoffnung und Furcht doch endlich auf eine oder die andere Weise in der Gewißheit sein Ende finden, daß das Kind in seiner ersten Jugend umgekommen sei.

Es war eine traurig gestimmte Reisegesellschaft, die sich endlich auf den Weg nach Cornwallis begab. Herr Lovel war noch sehr krank, und zu seinem gegenwärtigen Leiden gesellte sich die ernsteste Besorgniß für die Zukunft, weil es sehr zweifelhaft erschien, ob er je wieder zu seiner Pflichterfüllung zurückkehren könne. Und was sollte in diesem Fall aus ihnen werden? Was sollten sie beginnen, wenn diese Hülfsquelle ihnen versiegte? Außerdem liebte er seinen Beruf und hing mit ganzer Seele und vollem Herzen an demselben; das Leben schien daher allen Reiz und alle Bedeutung für ihn verloren zu haben, wenn er nicht mehr Gutes wirken konnte.

Auch Lady Aylmer war niedergeschlagener als sonst; sie entfernte sich nur ungern von M... Es war ihr schmerzlich, den Ort zu verlassen, in dessen Nähe ihr Kind verschwunden war und wo, wie sie noch immer hoffte, es jeden Tag wieder zum Vorschein kommen könnte; und doch, wenn sie an jene ferne abgelegene Gegend dachte, nach der sie sich begaben, nährte sie auch wieder eine schwache unbestimmte Hoffnung, daß sie vielleicht in den geheimnißvollen Wildnissen derselben etwas von ihm hören könne.

Diese Gedanken machten sie still, traurig und nachdenklich. Hernana indeß gewann durch die Stimmung ihrer Reisegefährten mehr Muße und Ruhe, den Kampf, in dem sie mit ihrem Herzen sich befand, auszukämpfen, und das war vielleicht heilsam für sie. Jene Unterredung mit Lady Aylmer, der Vergleich ihres eigenen Kummers mit der entsetzlichen Seelenqual ihrer Freundin, und noch mehr mit der Niedergeschlagenheit und Schwermuth ihres Vaters, war ihr von großem Nutzen. Jede großmüthige Regung ihres Herzens erwachte mit erneuter Stärke und kräftigte in ihr den Entschluß, sie, die schon so betrübt waren, nicht noch mehr zu bekümmern. Sie wußte zwar, daß das Reden hier nichts helfen könne; so lange sie sich aber schmerzlichen Erinnerungen und dieser heftigen Sehnsucht nach dem verlornen

Glück hingab, konnte sie ja für ihre Lieben, die des Beistandes und des Trostes so sehr bedurften, nichts von beidem leisten. Kindliche Liebe und der edle Wunsch, Allen, die sie verehrte, eine Stütze und eine Erheiterung zu sein, entrissen sie dem Gram, dem sie sich zuerst ganz hingegeben hatte. Sie besiegte die geheime Schwachheit, der sie erlegen war, und blickte ihrem Geschick heldenmüthig in's Antlitz.

Tage waren vergangen, und Wochen waren verflossen, und Philipp Gorhambury war nicht zurückgekehrt und hatte auch keine Zeile an sie geschrieben. Dann und wann empfing seine Mutter einen Brief, dessen Inhalt sie in der Dechanei erzählte, und durch Marie erfuhr dann Hernana, daß er seine Zeit auf die munterste Weise verlebte, und daß er an eine Wiederkehr nach Hause gar nicht dachte. Er beabsichtigte gleich von dort nach Paris zu gehen, wo er dann mit seiner Mutter zusammentreffen wollte, schien aber nicht im mindesten daran zu denken, vor seiner Abreise dorthin noch einmal nach M... zurückzukehren.

War Marie mit Hernana zusammen, so verbrachte sie die ganze Zeit bald mit Klagen, bald mit Ausbrüchen ihres Aergers. Zuweilen betrübte sie sich über ihren gänzlichen Mangel an Macht, um den theuren Flüchtling zu fesseln, und dann schmähte sie wieder auf die Selbstsucht und Unbeständigkeit der Männer.

Hernana that ihr Möglichstes, um sie zu trösten und in dem angeblich gefaßten Entschlusse zu ermuthigen, den Falschen ganz aus ihrem Herzen zu verbannen; sie schöpfte so aus ihren Worten zugleich manche Lehre für ihr eigenes Herz.

Wir wollen sie nun in dieser Uebung der reinsten und erhabensten Tugend des Weibes verlassen — in dem Streben, die zartesten Gefühle mit Muth und Strenge niederzukämpfen. Sie sagte sich los von jeder eitlen Nachsicht und Selbstschonung und verscheuchte mit Entschlossenheit aus ihrem Gedächtniß alle Erinnerungen an jene betrügerischen Laute und Blicke. Sie gedachte unausgesetzt nur der Thatsache,

daß er fortgegangen war, als er hätte bleiben müssen; daß er sich freiwillig von dem Orte verbannt hatte, von dem ihn nichts auf Erden hätte trennen müssen, wenn er treu liebte; daß er nicht gesprochen, obgleich ihn nichts am Sprechen verhinderte; nicht geschrieben, obgleich ihn auch am Schreiben nichts verhinderte — nichts als sein eigener Hochmuth und sein Weltsinn, nebst dem Hochmuth und Weltsinn seiner Mutter. Wenn dies hinreichend war, ihn daran zu verhindern, zu thun was Treue, was Ehre, was Liebe ihm so mächtig geboten, was blieb da wohl noch zu hoffen oder selbst zu wünschen übrig?

War dies sein Charakter, so war wohl keine Aenderung zu erwarten. Der Charakter verändert sich nicht. Eher kann man von dem Strome erwarten, daß er aufhöre zu fließen, als von einem Mann, daß er sich ändere in dem was er ist.

Das Alles sagte sie sich selbst, und sie kämpfte den harten Kampf und kämpfte ihn aus, tapfer und gut. Sie stützte sich fest auf die beste aller Stärkungen — auf das freudige Vertrauen, daß wir in der That und in der Wirklichkeit und unfehlbar unter einem gnadenreichen und guten Regiment leben, das weit — weit über alle Dinge dieser Welt erhaben ist.

Wir verlassen sie nun in diesem harten Streite mit sich selbst und in der Uebung der frommen Pflichten, deren sie sich geweiht hat — und kehren zurück zu jenem Kinde, das wir am Leben wissen, und das von physischen und moralischen Gefahren umgeben ist, die viel größer sind als die finsterste Einbildung seiner Mutter sich dieselben nur ausmalen kann.

Zwölftes Kapitel.

Jahre sind vorübergegangen, und mit ihnen hat die Scene sich verändert.

Die Zigeuner sind in der Ferne und in der Nähe umher gewandert und haben fast jede grüne Weide und jeden dürren Moor der Insel betreten; jetzt wohnen sie in einem der tiefen, abgeschlossenen Thäler, die an der Südküste von Kent und Sussex liegen.

Die Hügel in diesem Theile des Landes sind steil und schroff und ziehen sich in gleichlaufenden Linien hin, unbewaldet und nur mit kurzem Gras und Heidekraut bewachsen. Zwischen denselben liegen jene tiefen, schmalen Thäler, die von aller Verbindung mit der übrigen Welt abgeschnitten scheinen.

Von der Straße aus, die über diese Höhen führt, blickt man in enge Klüfte hinein, wo vielleicht ein paar vereinzelte hohe Bäume die kleine Pfarrkirche mit ihrem kurzen viereckigen Thurm und dem niedrigen Dach beschatten; rings um dieselbe liegen ein oder zwei Pachterwohnungen und einige Hütten. Zuweilen nimmt ein Bergstrom seinen Lauf durch diese Thäler, oft aber sind sie auch wasserlos.

Wie sehen die kleinen Dörfer hier so einsam, so verlassen aus! Die einzig bewohnten Orte in der sie umringenden Wildniß!

Diese Thäler waren die beliebtesten Wohnsitze der Zigeuner. Sie liebten die Abgeschlossenheit, in der sie verborgen lebten, und die weite Ausdehnung der Gegenden, in welchen sie ihren mannigfachen Beschäftigungen nachgehen konnten; vor Allem aber liebten sie die ganz besonders günstige Gelegenheit zum Schleichhandel — der gerade jetzt durch den langen Krieg in seiner besten Blüthe stand.

Claribert von Avondale ist nun ein Jüngling von ungefähr sechzehn Jahren; Dick-Ben ein Mann von zwanzig;

Esther, obwohl verhältnißmäßig noch jung, ist fast zu einem alten zusammengeschrumpften Weibe geworden. Das verzehrende Feuer in ihrem Innern hat alle Jugend, hat alles menschliche Gefühl, ja beinahe alles menschliche Wesen in ihr aufgezehrt.

Es ist das erste Mal, daß sie es gewagt hat, die öden Berge zu verlassen, die sich zwischen Lancashire und dem südlichen Schottland ausdehnen, wo sie und ihr Stamm viele Jahre hindurch die unwegsamen Wildnisse bewohnten, allen Nachforschungen unzugänglich, welche Lady Aylmer so lange Zeit hindurch angestellt und zuletzt mit äußerster Verzweiflung fast aufgegeben hatte. Ihre Sicherheit war so vollkommen gewesen, das Gedächtniß jener Begebenheit war so lange schon mit Stillschweigen bedeckt, daß die Erinnerung daran allmälig selbst bei dem Stamme ganz erlosch.

Es gab wohl Augenblicke, wo irgend ein außergewöhnlicher Vorgang, ein Blick, eine Bewegung, eine flüchtige Betrachtung des blauen Auges und des goldnen Haares, eines der alten Weiber an eine Geschichte erinnerten, aber man sprach nicht mehr darüber. Der Stamm war mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt — mit seinem Schicksals-Prophezeien, mit seinen Pferde-Prellereien und mit allerhand anderen mehr oder weniger ehrlichen Gewerben, bei denen etwas zu gewinnen. Der Fremdling wurde nicht mehr besonders beachtet, lange genug hatte er ja nun schon unter den Buben des Stammes gelebt, um wie Einer der Ihrigen angesehen zu werden. Esther war schlaff und schwermüthig geworden, alle ihre Lebhaftigkeit und Kraft hatte sie verlassen, und sie forderte für ihren Adoptivsohn nicht mehr die Auszeichnungen und Vorrechte, die sie früher für ihn so stolz beanspruchte. Entweder hatten die rastlos nagenden Gewissensbisse in ihr all den Stolz vertilgt, den sie sonst in ihre Liebe verwob, oder die ewig quälende Furcht, er könnte ihr entrissen werden, hatte sie darüber zufrieden gestellt und es ihr sogar wünschenswerth erscheinen lassen, daß er bei seinem zunehmenden Alter sich

mehr mit der gewöhnlichen Schaar vermische; wie dem auch sei, so viel ist sicher, daß Charlie während dieses ganzen Lebensabschnittes in völliger unterschiedsloser Gemeinschaft mit den Uebrigen lebte.

Da liegt nun das Lager vor unseren Blicken. Ein halb Dutzend prächtiger Ulmen und Buchen bilden einen unregelmäßigen Halbkreis um einen grünen nicht eingehegten Platz, der ungefähr eine Viertelmeile von dem Dorfe entfernt liegt. Ein murmelnder Bach fließt durch das lange grüne Gras, über glänzend blaue und goldenschimmernde Kiesel fort, das Thal hinunter, denn die Nähe des Wassers ziehen die Zigeuner allen anderen Dingen vor. Ihre Zelte oder besser ihre Hütten sind unregelmäßig über die kleine Ebene zerstreut; in deren Mittelpunkt und über den engen Paß hinunter, in welchen das Thal sich allmälig zusammenzieht, weiden die rauhen, zottigen Pferde und Esel. Verschiedene bedeckte und unbedeckte Karren sind mit hochgekehrten Deichseln rings umher aufgestellt.

In das Thal sind schon die Schatten des abendlichen Zwielichtes hinabgesunken, obgleich die Sonne noch über dem Horizont steht. Die Feuer der Zigeuner sind angezündet, ihre düsteren Flammen und Rauchsäulen schlagen hoch auf und wirbeln malerisch zu den Wipfeln der Bäume empor.

Das Gebell der zahlreichen Hunde, die rauhen Stimmen der Männer und Knaben, die schreienden Laute der Weiber, das hin und wieder erschallende Gelächter der Kinder, alle diese mannigfachen Töne mischen sich unter einander zu einem dumpfen Gebrause.

Die ganze Bande ist in Gruppen bei einander versammelt, und scheint sehr emsig mit der Berathung über einen Gegenstand beschäftigt, der ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Rasche Gespräche werden hin und wieder gepflogen, und von Zeit zu Zeit verlassen einzelne Männer die verschiedenen Gruppen und gehen nach dem Eingang des engen Weges hin, der zwischen hohen Hecken in die ferne Gegend

hinausführt. Sie sehen den Paß hinab, als wenn sie auf etwas zu Erwartendes hofften, was immer noch nicht kommen will.

Verdrießlich kehren sie an ihre Feuer zurück, und von einem derselben wird eine jammernde Stimme laut. Ein riesenhaftes Weib, von tief brauner Gesichtsfarbe und langen schwarzen aufgelösten Haarflechten, die in dicken Strehnen über ihr Gesicht herabhängen, mit starken, sehnigen Armen und den Schultern eines weiblichen Herkules, läßt ihrem Schmerz freien Lauf und vermischt ihre Jammerlaute mit Verwünschungen.

„Wer hätte das von ihm gedacht! Gerade mein Ben, der Letzte, von dem ich gedacht hätte, daß sie ihn fangen würden, so schlau war er! Niemals, in seinem ganzen Leben nicht, bei einem Streich gefangen! Nein, keiner verstand die Schliche besser als er; von seinem guten, tapferen Arm will ich gar nichts sagen; ausgenommen, freilich, das weißhaarige, weißblütige Hühnchen von Buben, der überall umher lungert, und der macht, man weiß nicht was, und spricht, was keiner versteht, halb Heuchler und halb Dieb! Der versteht die Schliche noch besser als Ben, der junge Schurke! und ich will gehangen werden, wenn der nicht den Ben in's Unglück gebracht hat, wie er sich auch anstellen mag?"

„Was hast Du da gesprochen?" rief eine strenge, rauhe, hohle Stimme, die wie aus einem Sarge hervortönte. Sie hatte jenen Klang, der von ganz abgestorbenem Leben des Körpers zeugt und nur bekundet, daß das Leben der Seele noch in vollem Glanze lodert. Aus dem Munde eines abgezehrten, hageren, gespenstigen, großen, düsteren, ganz verwitterten Weibes, auf deren Wangen schwindsüchtige Röthe lagerte und deren düster funkelnde Augen jetzt vor Wuth blitzten, erschallten die Worte: „Was hast Du da gesprochen? Was hast Du da von meinem Charlie geredet? Sag' es noch einmal, wenn Du es wagst! Du weißt, er ist ein Engel des Lichts, hernieder gekommen, Niemand weiß wie, hierher

unter die Feinde des Abgrunds, und Du wagst es, ihn mit Deinem Raufbold von Ben zu vergleichen!"

„Ich thu's und ich wag's! Besser ist ein kühner, braver Raufbold, der dem Gesetze trotzt, als so ein schönaussehender, süßplappernder, herumschnüffelnder Heuchler, der nur für seine eigene Haut Sorge trägt und seinen Kopf aus der Schlinge zieht, mag leiden für ihn, wer will! Ja, Esther, und Du magst sprühen und blitzen und mit den Augen funkeln so viel Du willst, ich will gehangen werden, wenn Du ihn nicht gestohlen hast, ich weiß schon wo; ich hab's schon einmal gesagt und ich will's noch einmal sagen, — Schelm für Schelm, Betrüger für Betrüger, Dieb für Dieb, besser, tausendmal besser ist ein kühner, ehrlicher Betrüger, ein kühner, ehrlicher Dieb, der für das sich ausgiebt, was er ist, und nichts Besseres sein will, so wie mein Ben, als so ein schmeichlerischer, betender und psalmensingender Heuchler, wie Dein Gentleman, der umherguckt und auf Raub ausgeht, Niemand weiß wo und wozu; der jederzeit eine geschickte Hand zeigt und die Schliche versteht wie der beste Dieb unter uns."

„Du lügst!" schrie Esther wüthend. „Du lügst! mein Charlie ist kein Dieb, mein Charlie ist kein Betrüger, mein Charlie vergiftet keine Ferkel und stiehlt keine Enten und kein Federvieh! Schöne Dinge, um damit zu prahlen, wenn Du doch prahlen mußt! Er! er hat nie etwas berührt, was nur 'nen Strohhalm werth war, wenn's ihm nicht gehörte; und was thut er nun? Was thut er nun? während ihr Alle hier bleibt und euch an den Fleischtöpfen Aegyptens gütlich thut. Was? er ist in die Stadt gegangen, hineingegangen unter die ganze Menge, um seinem Freunde zu seinem Recht zu verhelfen. Vielleicht haben sie ihn auch gefangen und haben ihn in's Gefängniß gesteckt, denn wer kann wissen, was so ein schöner Richter thut? Niemand kann ihm aber etwas beweisen, was nie geschehen ist, und sein reines Blut aus seinen Wangen spricht für ihn vor aller Welt!"

„Freilich! freilich! wundervoll rein! Seh mir Einer, hat er nicht die Esther eben so wie alle die Uebrigen umstrickt, mit seiner Doppelzüngigkeit und seinen Blicken? Mich soll er aber nicht überlisten, mich nicht!" wiederholte die Zigeunerin und schüttelte drohend ihr Haupt.

Ein allgemeiner Aufschrei unterbrach den Streit, gerade als Esther im Begriff stand, eine zornige Erwiederung herauszustoßen, und man sah im Mondschein eine schmächtige, schlanke Gestalt von etwas, aber nicht viel über Mittelgröße langsam den Weg herauf kommen.

„Da kommt er endlich! da kommt er endlich! Wie geht's? Wie steht's?"

Die Gestalt war noch ziemlich weit entfernt, als schon laute Stimmen sie so begrüßten; alle Köpfe reckten sich vorwärts, alle Augen starrten eifrig und gespannt nach jener Richtung hin, Männer, Weiber und Knaben im bunten Gewühl blickten erwartungsvoll den Weg hinunter.

Der Weg war grün überwachsen und von hohen Seitenwänden eingeschlossen, zwischen denen er durch die mannigfach wechselnden Einwirkungen der Jahrhunderte viele Fuß tiefer, als die Oberfläche der umliegenden Gegend, eingesunken war. An den Seitenwänden blühten Maßliebchen, Jasmin und Veilchen, das Geißblatt klimmte empor, wiegte seine lieblichen Blumenhäupter im Abendwinde und schlängelte sich an den starken Zweigen der Weiden und Haselgesträuche hinauf, die theils geradeauf gewachsen waren, theils, in Zwischenräumen über den Weg sich wölbend, ihn überlaubten und tiefe Schatten über den vom glänzenden Mondlicht erhellten Steg ausstreuten.

Auf diesem schönen Pfade näherte der junge Mann sich langsam und mit tief betrübter, melancholischer Miene. Esther war den Anderen gefolgt, hatte sich aber nach ihrer Weise durch die ganze aufgeregte Menge gebieterisch Bahn gebrochen und stand, an ein Rasenstück gelehnt, auf Charlie's Ankunft wartend. Seine Augen waren an den Boden geheftet, er

sah mißmüthig, gedankenvoll und unglücklich aus; als aber die lauten Zurufe seiner versammelten Kameraden ihn begrüßten, da erhob er sein Haupt, blickte vorwärts, beschleunigte seinen Schritt und stand bald unter ihnen. Sie umringten ihn wie ein Bienenschwarm, und Alle richteten ihre lebhaften Gesichter nach ihm hin.

„Nun, wie steht's? Was hast Du ausgerichtet? Wo bist Du gewesen? Hast Du die Perrückenköpfe gesehen? Mit Sr. Würden selbst gesprochen? Und was sagten Se. hochzuehrenden Würden?"

Solche Anreden, mit halb erkünstelter, halb natürlicher Verachtung im Ton, wurden ihm von allen Seiten als Begrüßung zugerufen. Man ließ ihm keine Zeit zur Antwort, doch wollte er eben etwas erwiedern, als ihn das große Weib so hart am Arm packte und umklammerte, als wollte sie ihre Finger in sein Fleisch eingraben. Mit höhnischem, vorwurfsvollem Ausdruck fragte sie ihn:

„Also, Du hast ihn nicht mit zurückgebracht?"

„Nein, Mutter," antwortete er und wendete sein schönes Antlitz, auf welchem Majestät und Heiterkeit thronte, zu ihr hin. „Nein, Mutter, sie wollten ihn nicht fortlassen."

„Sie wollten nicht! so, so! Wir warten auf Wollen und Können! Also sie wollten nicht, he? So, das ist Alles, was Du damit ausgerichtet hast, daß Du das große Wagestück unternommen und Deinen Kopf in des Löwen Rachen gesteckt hast — in das eigene Sprechzimmer Sr. Würden — das ist Alles? Ich dachte mir gleich, wie es kommen würde!"

„Mutter, Du weißt recht gut, daß ich nicht helfen konnte. Du weißt, daß ich geholfen hätte, wenn es möglich gewesen wäre," antwortete der junge Mann mit einiger Erregung. „Du weißt, daß ich wollte, wenn ich nur gekonnt hätte; aber ach, Mutter —!"

„Nun! sage es nur heraus, Du konntest nicht? Was haben sie mit meinem tapferen Dick-Ben gemacht?"

„Mutter, er ist eingesteckt worden.“

„Eingesteckt!“ schrie die Zigeunerin, „mein Einzigster, mein wilder Bursche aus dem Moor — eingesteckt! Dick-Ben! mein wackerer, freier Vogel des Waldes — zwischen vier Mauern! und die süße Himmelsluft, die Wolken, die Sonne, die Felder, die Bäume, Alles für ihn verschlossen! In einem gräulichen Kerker! und mit Ketten beladen — mit Ketten beladen! O Ben! mein Ben! mein einziger, mein einziger Ben! Was hast Du verbrochen? Was hast Du verbrochen?“

Der junge Mann blickte zur Erde nieder, und Scham und Kummer drückten sich in seinen Zügen aus, aber er sagte nichts.

„Wäre er nur reich gewesen, hätten ihn die elenden Schurken dann nicht auf Bürgschaft entlassen? Wäre er nur einer von den Gorgios gewesen — so ein allerliebster Schuft, mit einem feinen Hemd und einem schönen Rock, hätten sie ihn dann nicht auf Bürgschaft entlassen? Wahrlich, sie hätten es gethan. Für solche giebt's keine vier Mauern! Die hätten sie laufen lassen! — Aber Du nichtsnutziger, dummer Esel,“ so wendete sie sich grimmig an Charlie, „konntest Du mit Deiner süßen Zunge denn nicht ein Wort für ihn sprechen? Ich wette, Du würdest mehr als ein Wort gefunden haben, ihm die Freiheit zu verschaffen, wenn es Dir nur beliebt hätte!“

„Nein,“ sagte Charlie und befreite sich sanft von ihrem Griffe, „nein, ich konnte nichts sagen.“

Und als er das sprach, lag auf seinem Antlitz der Ausdruck des tiefsten Schmerzes, der Scham und der Demüthigung.

„Du konntest nichts sagen! nichts zu seiner Vertheidigung sagen! Nicht das Geringste?“

„Nein, denn die Beschuldigung war gerecht.“

Er sagte dies so leise, daß nur sie allein es verstand.

„Gerecht! Was meinst Du damit, Du allerliebste feige Memme? Was für 'ne Beschuldigung versteckt sich hinter Deinen langgedehnten Worten? Daß er einen Apfel gemaust oder ein Ei aus einem Hühnernest in einer Hecke stibitzt hat! Das ist mir eine gewaltige Beschuldigung, wir sollten doch alle so nette, schöne Worte uns einlernen! Und gerecht war sie, gerecht?"

Charlie schüttelte nur betrübt den Kopf und entgegnete nichts weiter. Der neugierige Haufen aber überließ ihn nicht länger an Dick-Ben's Mutter; sie drängten sich um ihn her, quetschten und stießen sich, und bestürmten ihn mit Fragen, was denn aus ihrem Kämpen und Liebling, aus dem Simson der Bande, geworden sei.

Er antwortete nur mühsam und widerstrebend, und es war sichtlich, daß noch etwas Anderes, als die bloße traurige Einkerkerung Dick-Ben's schwer auf dem Herzen des jungen Mannes lastete.

„Bist Du ihm bis in's Gefängniß gefolgt? Hast Du wenigstens meinen kühnen Burschen in seinem Käfig gesehen? In seinem Käfig? Wie mag der arme Falke aus der Wildniß mit seinen Flügeln gegen die Eisenstäbe schlagen? Hast Du an so etwas gedacht, oder dafür etwas gethan, ihn in seinem Kerker zu besuchen, Herr Milchbart?"

„Ja," antwortete Charlie, „ich folgte unter der Menge, als man ihn in seinen Kerker abführte."

„Wo haben sie ihn einquartirt? Meinen Lieblings-Vogel von den Bergen."

„In einen wahren Käfig," erwiederte Charlie mit einem flüchtigen, schwermüthigen Lächeln.

„O Schmach! o Schmach!" ertönte es von allen Seiten.

„Ich kenne den Käfig," rief eine Stimme.

„Ja, ja! Du hast das Inwendige selbst gekostet; für 'ne alte, weiße Henne war er fest genug!" schrie ein Anderer.

Bei diesem Spaß brachen Alle in lautes Gelächter aus.

„Ich sage, es ist 'ne wahre Schande, wenn sie 'nen Christen-Vagabunden, geschweige 'nen kühnen Sohn Aegyptens, in solch' ein Loch schmeißen."

„Es ist wirklich nur ein Loch," wiederholte Charlie.

„Hei, ist es so?" rief die Mutter, drängte sich wieder hindurch, ergriff seinen Arm und sah ihm mit ihren funkelnden Augen in's Gesicht, diesmal aber mehr mit Ungeduld als mit Feindseligkeit; „also wenigstens bist Du doch hineingegangen, Du bist meinem Jungen in's Gefängniß gefolgt? Das ist gar nicht so übel von ihm, nicht wahr, Esther?"

„Das denke ich auch," erwiederte Esther verächtlich.

„Was für ein Ort ist es? Erzähle mir, steckt mein Bube also im Kerker, und ist er in Ketten?"

„Ich wundre mich, Else, wie Du so kindisch fragen kannst," warf ein Mann dazwischen. „Wahrhaftig, wenn man die liebe Unschuld hört, sollte man glauben, sie hätte in ihrem Leben noch kein Gefängniß gesehen!"

Und wieder erscholl ein lautes Gelächter, worauf Else nur mit einem wüthenden Blicke antwortete. Aber Charlie erwiederte ihr freundlich:

„Es ist gar kein Kerker, und auch nicht unter der Erde; es ist aber ein kaltes, rauhes, winzig kleines Loch, mit einem steinernen Fußboden und auch blos einer steinernen Bank zum Ruhen. So viel konnte ich durch das Fenster erkennen, das kreuzweis mit Eisenstäben versperrt ist."

„Das Fenster! durch's Fenster gesehen! Dann ist es ja keins von denen in den Höfen, die mit hohen Mauern und dicken Thoren verschlossen sind, so daß einem gleich das Herz erstarrt, wenn man sie nur ansieht! Wie aber konntest Du denn an das Fenster kommen?"

„Das Fenster liegt nach der Straße hinaus."

„Und Ben konnte sein Gesicht an die eine Seite legen, und Du konntest von der andern hineingucken?"

Sie wartete nicht weiter auf Antwort, sondern wendete sich um, und im nächsten Augenblick sah man auf dem grünen

Wege bei dem flimmernden Mondschein eine riesengroße, drohende Gestalt dahinschreiten.

Kaum war sie fort, so wich die Theilnahme, die Alle an Dick-Ben's Schicksal genommen, und die sie veranlaßt hatte, in größter Eil ihr unberührtes Abendbrod zu verlassen, den Mahnungen des Hungers. Die Menge zerstreute sich, und Jeder kehrte an sein Feuer zurück, wo die Kochtöpfe noch einladend brodelten und manchen verborgenen Schatz verriethen, je nachdem eine Ingredienz nach der andern auf der Oberfläche erschien, während der angenehme Duft schmackhafter Speisen die ganze Luft erfüllte.

Hier luden die echten Fleischtöpfe Aegyptens zum Mahle ein. Das Mißgeschick des armen Ben wurde ganz vergessen bei der Eil und Gier, mit der sich ein Jeder auf seinen Antheil an den Gerichten warf und denselben verzehrte. Es war eine Mahlzeit wie die, mit welcher die unsterbliche Meg Merrilies den eben so unsterblichen Dominie bewirthete. Sie lagen auf dem Rasen rings um ihre knisternden Feuer und aßen von selbstverfertigten büchenen Tellern mit eigengemachten hölzernen Löffeln. Sie lachten und spaßten, und neckten und zogen sich einander auf, und rühmten sich der wilden Abenteuer ihres Lebens auf der Landstraße, wie sie es nannten, ihres oft nur mit genauer Noth gelungenen Entrinnens, ihrer geschickten Diebstähle und Betrügereien, verspotteten und verhöhnten das civilisirte Leben, das sie verachteten, erzählten Geschichten, die alles Achtungswerthe, vor allen aber die ehrwürdigen Magistratspersonen lächerlich machen sollten, und forderten, um ihrer eigenen Redeweise mich zu bedienen, „den Teufel und den Doktor Faust" heraus.

So lachten und spaßten sie wenigstens zusammen in guter Kameradschaft.

Charlie aber saß mit Esther ganz abseits von ihnen.

Dreizehntes Kapitel.

Die Beiden saßen abseits von den Anderen, vor der Thür ihrer Hütte, neben einem Feuer, das zwar nur noch niedrig in der Asche glimmte, aber doch eine wohlthuende Wärme verbreitete. Esther hatte ihre Ellbogen auf die erhobenen Kniee gestützt und lehnte ihr Gesicht gegen ihre Hände.

Ihr schwarzes Haar fiel in dichten Massen über Hände und Antlitz, doch verhüllte es ihre Augen nicht, die, wie zwei düstere Lampen in der Dunkelheit eines Grabgewölbes, unglückverkündend durch ihre Finger leuchteten.

Sie beobachtete ihren Pflegesohn, der an der anderen Seite des Feuers saß. Seine Arme hatte er über einander geschlagen, sein Kopf war auf die Brust gesunken, er schien offenbar in schmerzliches Nachdenken versunken zu sein.

Lange blickte Esther nach ihm hin mit ihren tiefen, gedankenvollen, düsteren Augen, im tiefsten Stillschweigen saß sie da und starrte auf ihn hin. Sie liebte dieses Hinstarren. Sie zog es allem Andern vor, so ganz still da zu sitzen und ihr Leben gleichsam in der Betrachtung Claribert's aufgehen zu lassen. Sie saß an seiner Seite, wenn er sich ermüdet in's Gras geworfen hatte und eingeschlafen war — saß regungslos da und blickte auf ihn Stunden lang.

Ihre Augen hingen an ihm, nicht sowohl um ihn vor Bösem zu bewahren, auch nicht aus der alten Furcht für sein Wohlergehen oder der noch größeren Angst, seiner beraubt zu werden, — das Alles war längst vorüber — sondern einzig und allein, um ihn anzustaunen, um ihre thörichte, schmerzensvolle Liebe zu ihm an seiner Schönheit, an seinem Anblick zu nähren.

So saß sie auch jetzt wieder und betrachtete ihn. In die

Verzückung, mit der sie ihre Augen auf sein Antlitz heftete, mischte sich aber jetzt Besorgniß und Mitgefühl. Claribert war augenscheinlich von Kummer niedergedrückt.

Lange saßen sie so schweigend neben einander — so lange, daß unsere Geduld erschöpft worden wäre; aber der freie Bürger des Waldes ist geduldig und schweigsam und träumerisch. Es mochten wohl ein paar Stunden auf diese Weise hingeschwunden sein, und die Nacht war weit vorgerückt. In dem Lager war ein Feuer nach dem anderen erloschen, und die Bäume, die nicht länger mehr durch ihre Streiflichter aus dem Dunkel sich ablösten, strebten mit ihren hohen, riesigen schwarzen Häuptern zum Himmel empor, der mit glitzernden Sternen übersäet war, die in nimmer rastender Bewegung ihre heiteren Strahlen niedersandten.

Zuletzt hub Esther an zu sprechen.

„Was fehlt Dir, mein Charlie?“ fragte sie. „Bist Du so betrübt, weil Dick-Ben im Gefängniß sitzt? Ich kenne das — denn Du liebtest ihn, mehr als nöthig war — vielleicht mehr als nöthig war. Es muß Dich aber noch etwas Anderes quälen. Ich kenne Dein Antlitz — denn Esther hat darin gelesen, als Du noch ein glückseliges Kind warst! Es finden sich darin seltsame Züge — ich sehe Dinge darin, die unser einer nicht versteht; Schriftzüge aus einer anderen Welt, deren Sprache Esther nicht kennt. Sie sind zu schön und zu glänzend für Esther's Augen, sie bleiben unergründliche Geheimnisse für mich; auch jetzt, Charlie, sind Deine Blicke ein Geheimniß für mich, ich errathe nur daraus, daß Dich etwas bekümmert — mehr denn je bekümmert!“

Er erhob sein Haupt und seine Augen, diese schönen, reinen Augen, in welchen in der That eine Welt voll kühner, großer und geistreicher Gedanken aufleuchtete — so wahrhaft überirdisch schön!

Ihre Schönheit war so bezaubernd, so erhaben, daß Niemand, wer es auch sein mochte, unbewegt hineinblicken

konnte; am wenigsten sie, die so wunderbar von dieser seltenen angelsächsischen Schönheit bezaubert wurde, einer Art von Schönheit, die ihrem Stamme ganz fremd war.

„Ja, Esther," erwiederte er, „es gährt etwas in mir. Lange hat es sich in mir geregt, heute aber, diese Nacht, scheint es in mir zum Ausbruch kommen zu wollen. Ich leide große Angst und Qual — schreckliche Angst und Qual — aber ich fühle, fühle es mächtig, daß, sobald dies durchgekämpft ist, etwas Besseres für mich anbrechen muß, durchaus etwas Besseres — so können, so müssen, so dürfen die Dinge nicht weiter gehen."

„Was meinst Du damit? — was meinst Du damit?" Denn gleich stieg in ihr immer die ängstlichste Besorgniß auf, wenn das Eine, was sie am meisten fürchtete, sich zu nahen schien. „Dieses Leben kann nicht länger dauern, — darf nicht länger dauern? Was meinst Du damit? Was für ein anderes Leben willst Du denn? Was für ein anderes Leben giebt es für Dich? Es kann nicht, es soll nicht, es darf nicht so weiter gehen? Was kannst Du meinen?"

„Meinen! Ach, Esther! weißt Du? Ich dachte, ich Thor und Blinder, — sie hatten mich blind gemacht — aber ich ließ es ja willig zu! — ich dachte, es wäre in unbedeutenden Dingen — ich ließ mein Gewissen in Schlaf lullen. Ich dachte, es wäre nur in Kleinigkeiten; aber von Tag zu Tage wird es heller und heller in mir, gerade so wie die Sonne steigt und steigt, bis plötzlich ein großer Lichtstrom hervorbricht und man Alles mit einem Mal sieht — blaue Berge und Ströme und Schlösser und Bäume und Blumen, während noch kurz vorher Alles in Nebel und Verwirrung da lag! Jetzt erkenne ich es zuerst! Ich erkenne es! Es war bis jetzt nur ein glimmender Funke; jetzt aber, seit kurzem, o, da liegt plötzlich Alles klar vor mir da! Alle Tage ein klein wenig! ein klein wenig alle Tage! — damit ernährt, damit gewiegt, damit getränkt, damit auferzogen! — Einer und Alle, Alle und Jeder, stehlend, überlistend, schädigend

und hintergehend! — Betrug die Luft, in der Alle athmen, eine schlechte, vergiftete, verderbte und verunreinigende Luft! — eine Luft, die schwärzt und schwärzt, bis endlich Alles schwarz ist! Und nun hat dies Alles seine Früchte getragen, die gereift sind an der vergifteten Luft! gerade als wäre ein großer Busch von todtbringendem Nachtschatten stinkend und giftig auf einem Düngerhaufen in die Höhe geschossen. Ja, es trägt Alles zuletzt seine Frucht! Ben, Dick-Ben ist wegen eines schrecklichen, schrecklichen Verbrechens in's Gefängniß gebracht!"

„O o," rief Esther aus, „das hätte ich nie von Ben gedacht. Ich hielt ihn nie für schlecht — er war wie sie alle sind, das ist gewiß — aber was schadet das? ich dachte aber nie, daß Ben so etwas thun könnte, was Du ein Verbrechen nennst."

„Was das schadet," rief er aus; „was das schadet! O, das ist es ja eben — das ist es eben. Jetzt sehe ich klar. Was das schadet! was das schadet! O, das ist wie ein Haufen Blätter! Zuerst ist er ein kleines Ding, dann kömmt eins zum andern, da wird es ein großer Haufen — eine große Menge von Mist, auf dem der Nachtschatten wächst."

Das waren Laute der Verzweiflung.

„Nun, nun, deshalb mache Dir keinen Kummer, peinige und quäle Dich nicht selbst. Wenig Blätter oder viel Blätter, tödtlicher Nachtschatten oder nicht, Du hast ja doch wenigstens kein Blatt zu dem Haufen beigetragen — auch nicht eines — nicht eines, nein auch nicht das allerkleinste. Ich habe ja Sorge dafür getragen," rief Esther mit frohlockender Stimme aus.

„Wenn ich es auch nicht selbst that, stand ich nicht dabei und sah wie Andere es thaten? Wie sie Blätter auf Blätter häuften! — Blätter auf Blätter!"

„Nun wohl, hast Du nicht versucht, was Du nur vermochtest, um sie davon abzuhalten? aber selbst Du, hättest

Du es denn gekonnt? hätte selbst ein Engel vom Himmel es gekonnt! Ach, sei doch nicht so traurig über Dinge, die Du nicht ändern kannst! Es ist ja gerade so als wolltest Du diese Hügel in's Meer hinein schieben!"

„Das war bis jetzt genug!" rief er aus, und ein plötzlicher Glanz, wie von höherer Eingebung, flammte auf seinem Antlitz; „das mag bis jetzt genug gewesen sein; es war so. Ich habe mich bis jetzt damit zufrieden gegeben, nun aber kann ich das nicht länger. O! um jenes Unglücklichen willen, der in diese Schuld verfallen ist, und um alles dessen willen, was ich ihn darüber sagen hörte — denn er sprach vom „Beginnen des schlechten Beginnens" — um seinetwillen, es muß etwas geschehen und es soll geschehen. Es muß irgendwie besser werden. Diese dunklen, unklaren Gefühle, die Du Unsinn nennst, sind kein Unsinn. Wenn Du auch an dies wild umherschweifende Wanderleben mich zu fesseln suchst und mich stets daran gefesselt hast, so giebt es doch etwas Besseres, das fühle ich deutlich. Sieh nur dort jene Kirche unter den Bäumen, jene ehrbaren Pachterhäuser — jene ehrbaren Leute! Es überkommt mich mit einem Mal! es ist als öffneten sich plötzlich meine Augen — wie konnten sie nur so lange geschlossen sein? Unter was für unglücklichen Geschöpfen leben wir! Rings um uns her wird ein besseres Leben geführt! Ja, aller Orten um uns her! Nicht alle Menschen sind wie diese elend, bettelhaft, diebisch und betrügerisch — nicht alle plündern die Hühnerställe und die Hecken, und wohnen wie Thiere in Höhlen und Schlupfwinkeln — ja, schlimmer als Thiere, unter Verbrechen und Niederträchtigkeit! Und das muß nicht sein! Mein Volk! — wenn es mein Volk ist — so muß es nicht sein! Ich muß etwas thun — ich weiß freilich noch nicht was; aber hier in mir spricht eine Stimme und fordert mich dazu auf! Es muß etwas geschehen — noch weiß ich nicht genau was, aber es muß etwas gethan werden, um mich und sie alle zu erretten."

„Sie erretten! Woraus erretten! Kind, Du bist diese Nacht wahnsinnig geworden.“

„O nicht doch, nicht doch! Seltsame Gefühle regen sich in mir, aber ich bin nicht wahnsinnig, Esther — nicht wahnsinnig! Woraus sie erretten? Aus ihrem Elende und aus ihrer Schlechtigkeit.“

Und wie ein Windstoß, der plötzlich sich erhebt und plötzlich sich wieder beruhigt, worauf ein erquickender Regen niederströmt, so wich auch die heftige Erregung des Augenblicks, und lindernde Thränen entstürzten seinen Augen.

Das Gemüth und der Charakter des unglücklichen Knaben hatten vor kurzem in großer Gefahr geschwebt. Aus einigen Aeußerungen, die ihm in seiner Verzweiflung entschlüpften, läßt sich die eigentliche Lage der Dinge muthmaßen.

Es war ganz unmöglich, daß er, inmitten der verächtlichsten, wenn nicht der abscheulichsten Entwürdigung und Versunkenheit, lange die Erhabenheit seiner Grundsätze bewahren konnte. Die Unredlichkeit in Bezug auf kleine Gegenstände, die tagtäglich um ihn her ausgeübt wurde, konnte nicht länger mehr seiner Beachtung entgehen; was dem unaufmerksamen Kinde nicht verborgen bleiben konnte, das enthüllte sich nach und nach immer mehr vor dem scharfsichtigen Knaben. Das Entsetzen und der Widerwille, welche er zuerst bei diesen Wahrnehmungen empfand, mußte sich jedoch wohl nach und nach abstumpfen, weil er im beständigen freundschaftlichen Verkehr mit denen lebte, die sich solche Dinge zu Schulden kommen ließen.

Die unselige Angewöhnung der Mißachtung von Recht und Unrecht bei geringen Gegenständen hatte sich bei ihm eingenistet, und obgleich er die Unschuld seines Herzens nie durch die leiseste Schlechtigkeit oder Unredlichkeit befleckte, so ging er doch täglich gern mit denen um, die es thaten. Ver=

botene Dinge geschahen im Lager, er aber hatte aufgehört, daran Anstoß zu nehmen.

Er gewöhnte sich, sie wie unvermeidliche Uebel anzusehen, und betrachtete seine eigenen Gewissenszweifel mehr wie unnütze Verfeinerung, als wie Mahnungen der nimmer zu bewältigenden Wahrheit.

Bevor dieser Sauerteig aber den reinen Stoff, auf den er einwirkte, durchaus und wesentlich zu verändern im Stande war, wurde Charlie glücklicherweise durch das Verbrechen und die darauffolgende Verhaftung seines Freundes Dick-Ben aus seinem Schlummer geschreckt und zu einer lebhafteren, fast übernatürlichen Auffassung der Stellung erweckt, in welcher sie alle sich befanden, und Entsetzen und äußerste Verzweiflung bemächtigte sich seiner Seele.

In seinem Innern herrschte nun vollständige Verwirrung. Er sah, aber er vermochte nicht zu unterscheiden. Seine Begriffe vom Bösen waren scharf und quälend, sie glichen aber den Beängstigungen eines Träumenden, der nicht Herr über dieselben zu werden vermag.

Er sah, daß Alles um ihn her schlecht, abscheulich schlecht war, aber wo sollte er das Recht finden?

O möchte doch das aufgehende Tagesgestirn auf seinen Strahlen für ihn Genesung mitbringen! Möchte es die dunklen Schatten zerstreuen und die Nacht-Gespenster durch seinen Glanz verscheuchen.

Endlich stieg es empor.

Die goldenen Strahlen erglänzten vom Himmelszelt und erhellten diesen demüthigen dunklen Winkel unseres armen kleinen Erdballs.

Unter der Einwirkung dieser neuen Gedanken wurde Charlie wieder eben so einsiedlerisch, wie er als Kind gewesen war. Er brachte seine Zeit damit zu, allein über

die Niederungen zu wandern, die sich nach beiden Seiten weithin ausdehnten; zuweilen saß er auf der höchsten Spitze eines der Hügel und überblickte die weite Fläche Land und Himmel, und die Ferne, die ihn umgab; zuweilen vertiefte er sich in eines der lieblichen Thäler und beobachtete den rinnenden Bach und die Lämmer, die an seinen Ufern umher spielten. Seinen Geist überflutheten verwirrte Gedanken, er suchte instinktmäßig, aber blindlings, nach etwas Besserem, Schönerem, Reinerem, als das Leben um ihn her Sittliches darbot; er fühlte dunkel und sehnte sich klagend nach jenem Etwas, das unter dem schönen Schleier verborgen liegt, den die Natur über ihre große und wahre Wirklichkeit ausbreitet.

Er unternahm häufige Wanderungen, um Dick=Ben zu besuchen, den man nun in das Gefängniß der Grafschaft gebracht hatte, weil auf sein Verbrechen Todesstrafe stand und dann keine Bürgschaft angenommen wurde.

In den Gefängnissen herrschte in damaliger Zeit noch die allergrößte und schlimmste Unordnung, und Alles, was Charlie in diesen schmutzigen Höhlen des Lasters und der Verderbtheit erfuhr, schien die moralische Verzweiflung zu rechtfertigen, der er anheimgefallen war.

Es kam ihm vor, als sei die Welt nur ein Schauplatz der Zerrüttung, der Verwilderung und der Verruchtheit, und als seien die Zigeuner, von deren Lebensweise und Denkungsart er sich so eben erst mit Mißfallen und Verachtung abgewendet hatte, wahre Engel des Lichts im Vergleich zu den anderen Bewohnern dieses Erdbodens.

Der arme Dick=Ben fühlte dies ebenfalls sehr lebhaft; sein Zigeunerblut konnte die Entehrung nicht ertragen, in so tagtäglicher, enger, unvermeidlicher Gemeinschaft mit dem Abschaum des Landes zu leben. Der arme Bursche klagte und beschwerte sich darüber bei seinem Freunde, er bejammerte sein Verbrechen, mehr aber noch die Gesellschaft, in die er durch dasselbe geworfen war. Er verfiel an Körper und Geist und war nur noch der Schatten seiner selbst. O Jammer!

er hatte ja nichts, worauf er hinblicken konnte, er war ohne Hoffnung und ohne Furcht. Der arme Dick-Ben war kein Christ; er war in einer christlichen Gemeinde geboren, in einem christlichen Staate auferzogen worden, was aber nützte ihm das? Nie vernahm er die tröstenden Worte der Vergebung, des Friedens und der Hoffnung; er wußte nicht, was diese Welt, in der er so unwissend und so gedankenlos gelebt, und die jetzt für ihn eine Welt der Leiden geworden war, in ihrer geoffenbarten Geschichte für einen Schatz besitzt. Tausende und aber Tausende kannten diesen Schatz, aber sie hatten ihn nie unterrichtet von dem Einen, der allezeit gewesen und immer ist, dem A und O, dem Ersten und Letzten, — der über diese Finsterniß Licht und Wahrheit ausgegossen, der die Dunkelheit erhellt und den rauhen Pfad geebnet — hatten ihn nie belehrt, daß dieses kummervolle Dasein nicht Alles ist, sondern nur der Vorläufer und die Vorbereitung auf ein anderes, und daß ein schöneres und glücklicheres Leben darauf folgt. Nicht Einer von all' den Tausenden und aber Tausenden hatte dies den armen Dick-Ben gelehrt.

Er war doch in einem christlichen Lande geboren, der Arme! und Myriaden von Seelen fühlten sich täglich durch diese Wahrheiten getröstet, aber bis zu ihm waren sie nie gedrungen, denn Niemand hatte sich die Mühe gegeben, ihn aufzusuchen und ihn damit bekannt zu machen. Er hatte von der Natur ein warmes, dankbares, ehrliches Herz erhalten, aber er war sich selbst überlassen worden, nicht der Natur! o nein! aber allen bösen Einflüssen einer verderbten und entarteten Gesellschaft. Und so war er denn Schritt vor Schritt, vom Kleinen zum Größeren, vom Schlimmen zum Bösen, immer tiefer und tiefer bis zur Ausübung eines großen Verbrechens herabgesunken. Das schöne, junge, gefühlvolle Wesen, das jetzt neben ihm stand, in dieser niedrigen, düsteren Zelle des Gefängnisses, wo jede Art von Gottlosigkeit sich zusammen findet, er — der durch sein reines

und schönes Antlitz, wie durch eines Engels Gegenwart, diese unreinen Regionen erhellte — auch der ist in dieser Beziehung wenig besser daran als er selbst. Er ist durch einen gewissen Instinkt und durch die stolze Hut des Weibes, das ihn als ihren Schatz betrachtet, bis jetzt vor der Ansteckung des Lasters bewahrt worden — vor jener Verwandlung, welche dann mit dem Menschen vorgeht, wenn der dem Laster nur Beigesellte nun auch anfängt, es selbst auszuüben, wenn er und die Sünde eins wird. Bis jetzt war er davor bewahrt geblieben, in der That aber war er wenig aufgeklärter als sein armer, starker, wilder, jammernder Freund.

Alles dies wirkte sonderbar auf ihn ein. Von jedem Besuche im Gefängniß kehrte Charlie noch gedankenvoller und beängstigter nach Hause zurück. Es fehlte ihm noch etwas, aber etwas hatte er ganz sicher gefunden. Auf dem Wege nach und von dem Gefängniß der Grafschaft, und sogar in dem Gefängniß selbst, lernte er Dinge und Gestalten kennen, die einer besseren Klasse von Wesen angehörten, aber zwischen ihm und ihnen schien ein breiter Abgrund sich auszudehnen. Es war, als befände er sich in dem Zauberbann einer Scheidewand, die ihn von Allem trennte, was nicht zu seinem Stamm und zu seiner Art gehörte.

Vierzehntes Kapitel.

Eines Tages war Charlie weiter als gewöhnlich über die öberen Theile dieser Hochlands-Ebenen gewandert. Er hatte den betretenen Weg verlassen und klimmte in trübes Nachsinnen verloren von Hügel zu Hügel immer weiter fort. Endlich fühlte er sich ermüdet. Er hatte ein völlig unbewohntes Thal betreten, das von Norden nach Süden sich hinzog; ein kleiner Bergstrom wand sich hindurch, an dessen

Ufern die schwarznasigen Schaafe der Gegend das spärliche Gras abnagten.

Einige Erlen und Weiden beschatteten den Bach, an dessen beiden Seiten die Hügel kühn emporstrebten; es war bei aller Einsamkeit ein reizender Anblick — so ruhig und so friedlich! Der blaue Himmel glänzte hoch oben, ab und zu sah man einen großen Vogel, einen Habicht oder einen Raben, der mit trägem Flügelschlag durch den blauen Aether strich, und die Sonne warf ihre tiefen Schatten an der Südseite der Hügel entlang.

Es war eine Landschaft, gerade wie der Krabe sie liebte, und er ließ sich auf eine kleine grasbewachsene Erhöhung nieder, um sie mit Muße zu betrachten. Da wurde er denn auch gewahr, daß das Thal nicht so ganz abgeschieden von der übrigen Welt sein mußte, wie er zuerst sich eingebildet hatte, denn dicht an dem Ufer des kleinen Bergstroms lief ein Fußpfad hin.

Er verfolgte diesen Pfad eine kurze Strecke, da machte das sich schlängelnde Thal eine plötzliche Wendung, und ein reizendes Bild zeigte sich seinen Augen. Der Bach, der sich hier plötzlich erweiterte, bildete einen kleinen durchsichtig klaren Teich, welchen Erlen umkränzten, deren überhängende Zweige eine Art von Laube bildeten, die jetzt in dunklem Schatten lag, weil die Sonne schon hinter die Hügel herabgesunken war.

Die kleine Laube war nicht verlassen, ein Mann saß am Ufer des Teiches, unter dem Schatten der Bäume, und badete seine Füße in dem kühlen Wasser, wie einst Dorothea es gethan. Er sah aus, wie ein von der Last des Tages ermüdeter Reisender, seine Kleidung war anständig, aber mit Staub und den Spuren seines Tagewerks bedeckt; sein Haar war sehr in Unordnung, sein Gesicht blaß und abgemattet. Er schien hier zu ruhen, um die angenehme Luft einzuathmen, die durch das Thal wehte, und sich an der stärkenden Kühlung zu erquicken.

Von Zeit zu Zeit tauchte er seine Hand in das Wasser und spritzte sich dann die Tropfen in's Gesicht; dann erhob er das Antlitz wieder und starrte in den tiefblauen Himmel hinein, und dabei glitt über seine Züge ein leidenschaftlicher, heftiger, erregter, fast überirdischer Ausdruck.

Es war über den Wandrer ein Etwas verbreitet, das die Phantasie des Knaben mächtig anregte; ohne näher zu treten, beobachtete er in einiger Entfernung alle Bewegungen des Fremden, an dem er den lebhaftesten Antheil nahm.

Jetzt wendete abermals der Mann sein bleiches Gesicht mit dem leidenschaftlichen Ausdruck der Anbetung zum Himmel und begann langsam und feierlich einen Psalm zu singen. Es war in der That ein feierlich getragenes Lied, durch welches die schwermüthige Ruhe des anmuthigen Ortes unterbrochen wurde, und die Melodie umkleidete folgende Worte:

„In allem Wechsel dieser Zeit,
In Freuden und in Leiden,
Soll Herz und Mund doch allzumal
Am Ruhm des Herrn sich weiden.

Ja, was mein Gott für mich gethan,
Das will ich preisend singen,
Bis alle Traur'gen, fromm erbaut,
Auch Ruh im Leid erringen."

Langsam, feierlich und einfach flossen die Töne dahin, und jede Sylbe wurde auf das deutlichste ausgesprochen. Er sang mit lauter, kraftvoller Stimme, die durch das ganze Thal wiederhallte, in welchem er ganz allein zu sein glaubte. Obgleich Charlie in einem christlichen Lande geboren, waren doch diese Töne und die Melodie eines heiligen Gesanges für ihn etwas ganz Neues. Er mochte zwar schon manchmal das Singen von Psalmen gehört haben, wenn er gerade nicht weit von einer Kirche sich befand, wo der Gottesdienst begann, oder es waren auch wohl einmal die Töne von

irgend einer frommen Versammlung zu ihm gedrungen, die in den Bergen zu einer Feldpredigt sich zusammengefunden; bis jetzt aber hatten diese Laute kein anderes Gefühl in ihm hervorgerufen, als das des allgemeinen Wohlgefallens am schönen Klange.

Erst jetzt war in seiner Seele der Begriff von einer höheren Weihe der Musik aufgedämmert, denn zum ersten Mal drangen in diesem Augenblick religiöse Verse vernehmlich an sein Ohr, und Verse, die ihm in gewissem Maße auch verständlich waren.

Der Mann sang immer weiter, das Gesicht mit dem Ausdruck glühender Andacht zum Himmel gewendet. Als er die erste Strophe beendet hatte, hielt er an, als ob er die Absicht habe, der Eindruck seines Gesanges solle recht tief in das Herz des jugendlichen Lauschers eindringen.

Charlie's Gedächtniß war getreu; er hatte jeden Vers aufgefaßt und verschlang sie in stummer Bewunderung. Gott! dieser Name wenigstens war ihm nicht neu. Er hatte ihn oft genug, wenn auch ohne Ehrfurcht, ausrufen hören; er hatte noch eine verworrene Erinnerung an die Gebete seiner Kindheit, und selbst unter den gottlosen Wilden, mit denen er zusammen lebte, waren ihm einige unbestimmte Vorstellungen von einem Gott, dem Schöpfer der Welt, begegnet. Es war dies eine Vorstellung, die seine Gedanken oft beschäftigte, weil er sich bemühte, das ihn umringende Geheimniß zu durchdringen.

„Ja, was mein Gott für mich gethan,
Das will ich preisend singen,
Bis alle Traur'gen fromm erbaut —"

Nach diesen Worten machte, wie gesagt, der Mann eine Pause, wie in Betrachtung versunken. Dann hub er wieder an, und sein Gesang erscholl noch lauter und leidenschaftlicher als zuvor, so daß die Hügel rings umher davon wiederklangen:

„Laßt uns ihn preisen ewiglich
Und seinen Namen achten.
In tiefer Noth schrie ich zu ihm,
Er ließ mich nicht verschmachten.

Denn Alle, die auf ihn gehofft,
Die werden nicht zu Schanden,
Erquickend säuselt sanft um sie
Die Luft in allen Landen."

Der Knabe schlich mit leisen Schritten immer näher und näher heran, sein Ohr sog die Töne ein, und er hätte nicht gern auch nur eine Sylbe von dem verloren, was so ganz an sein Herz gerichtet zu sein schien.

Das bleiche Antlitz des Sängers, seine Blicke, seine Haltung voll anbetender Verzückung, das klare, blaue Himmelsgewölbe dort oben, die tiefe Einsamkeit rings umher, die silbern schimmernden Erlen, die über den krystallhellen Teich sich wiegten, die angenehme Kühle der Luft, das Alles war von demselben Geist durchdrungen. Noch einmal — noch einmal erhob sich die volle, klare Stimme und ließ die gewichtigen Worte erschallen:

„O prüfet seine Liebe nur!
Erfahrung wird Euch lehren,
Wie selig die, und die allein,
Die treu sein Wort verehren."

Dann verstummte der Gesang. Der Sänger aber blieb still im Grase sitzen und blickte immer noch in anbetender Stellung zum Himmel empor.

Der Knabe war näher und näher geschlichen und raschelte zuletzt, ohne es zu wollen, mit den Zweigen, so daß der Mann sich umsah und ihn bemerkte.

Charlie wollte sich zurückziehen, aber der Reisende, der hastig ausgerufen hatte: „Wer ist da?" fügte sogleich höflicher hinzu, als er das Gesicht des Lauschers erblickt hatte:

„Fliehe nicht, bleibe hier!“ und Charlie trat ohne Zaudern an ihn heran.

„Was hat Dich hierher geführt, junger Mann?“ fragte ihn freundlich der Fremde, als er näher getreten war. „Ich dachte diesen kleinen Winkel für mich allein zu haben. Ich glaubte, es kenne diesen stillen Teich Niemand, als das kleine, schüchterne Wasserhuhn. Was führte Dich hierher?“

„Ihr habt gesungen, und ich hörte Euch mit Vergnügen zu.“

„Ich glaube, es hat dem Herrn gefallen, mich mit einer ziemlich wohlklingenden Stimme zu begaben,“ erwiederte der Mann. „Man hat es mir wenigstens versichert. Nun, sie und alle meine Kräfte sollen seinem Dienste geweiht sein.“ Dabei beugte er demüthig sein Haupt.

„Der Gesang klang mir sehr schön; aber er war es nicht allein — er zog mich nicht allein herbei; die Worte! — die Worte!“ stammelte der Jüngling, „die Worte haben mich wunderbar getroffen. Mit Schmerzen habe ich nach Worten wie diese gesucht, nun habe ich sie vernommen, wie ich sie eben brauche.“

„Es sind gute Worte, und wahre Worte, wer kann das besser als ich sagen? Setze Dich zu mir, junger Mann; dieses Gras ist weich und angenehm und dieser kleine Teich durchsichtig und kühl; diese überhängenden Bäume sind wie der liebliche Garten des Herrn. Ach, wie groß ist die Erquickung, die er uns hier gesendet hat! Konnte Gott einen Tisch in der Wildniß bereiten? Ohne Zweifel, und wer weiß das besser als der Elende hier vor Dir. Der Herr läßt die Quellen in der Wüste sprudeln und sendet dem dürren Lande eine Erquickung! Für das härteste der Herzen, für das allervertrocknetste und verzweifelndste läßt Gott Seine Stimme ertönen, und es ist eine starke Stimme; nicht laut und schrecklich, aber stark und eindringlich, wie ein scharfes Schwerdt, das Knochen und Mark durchschneidet; doch

mächtig heilend, — mächtig heilend. O, es ist ein Balsam in Gilead, der mächtig heilend wirkt!"

„Ich fühle es, der Gott, von dem Ihr sprecht, ist da," erwiederte der Jüngling; „aber er hat sich mir nicht gezeigt; ich kenne ihn nicht. Niemand hat mir von ihm erzählt. Saget mir, wo er ist, und wo man ihn findet."

Der Mann antwortete nicht, er warf einen forschenden, ernsten Blick in des Jünglings Angesicht, seufzte schwer und sagte:

„Ihr armen Verlornen! ihr armen Verlornen! Und was bin ich, daß ich wie ein Brand sein soll, der aus dem Feuer gerissen wurde, während so viele — o!" und dabei seufzte er in sich hinein und wiegte langsam den Kopf von einer Seite nach der andern, als wenn er über ein tiefes Geheimniß nachsänne; dann sprach er: „Ist es nicht der Wille eures Vaters im Himmel, daß Niemand von diesen Kleinen verloren gehe?"

Und es schien, als ob diese Zusicherung ihn einigermaßen beruhigte; denn er war einer von denen, die nicht ohne Angst und Pein an das furchtbare Gericht denken können, welchem so viele ihrer Mitmenschen in Blindheit entgegen eilen. Dieser Gedanke verfolgte ihn Tag und Nacht, es war die fixe Idee, welche ihn quälte.

„Verloren gehen!" fragte Charlie; „wodurch verloren gehen? Wir müssen freilich Alle sterben!"

„Ja wohl, dem Anschein nach sterben alle — alle;" wiederholte der Mann; „aber was will das sagen? einmal sterben! Das ist nichts. Aber immerfort sterben, und a u f e w i g. Der lebende Tod, dieser zweite, o der ist schrecklich! Diesem zweiten Tode, junger Mann, dem sollen wir entfliehen. Fürchte Dich nicht vor denen, die den Leib tödten; was können sie Dir weiter thun? fürchte Dich vor D e m, der, wenn er Dich getödtet hat, beides, Leib und Seele, in die Hölle stürzen kann. Ja, ja, ich sage Dir, fürchte Dich vor Dem."

„Eure Worte sind wirklich gewaltig; sie scheinen mir große Dinge zu verkündigen. Nach unserem Tode, sagt Ihr? Es ist also nicht wahr, was Esther sagt, daß Alles mit ihr vorbei ist, wenn ich die Erde auf sie geworfen habe."

Die Antwort war ein wiederholter tiefer Seufzer. Dann rief er aus:

„Also das in einem christlichen Lande! Fragend erhob er sein Angesicht zum Himmel und rief: „Wie lange noch, o Herr! wie lange noch?"

Es trat hierauf ein kurzes Schweigen ein, während dessen der Mann seine Augen in Gedanken verloren auf den Rasen heftete, der junge Mann ihn aber betrachtete und in seinen bleichen, verstörten, aufgeregten Zügen zu lesen suchte. Es waren offenbar einst die Stürme der Leidenschaften und des heftigsten Grames darüber fortgegangen, denn ihre Spuren waren zu tief, als daß die Zeit sie hätte verwischen können.

Endlich erhob er seine Augen voll schwermüthiger Theilnahme, in die sich Zweifel und Erstaunen mischte, und sagte:

„Das Antlitz ist schön, das Auge klar und rein, Sünde und Thorheit hat noch nicht das Bild getrübt, das der Schöpfer ihm aufgeprägt. Von wo kommst Du? Wo lebst Du? Wie bist Du aufgewachsen, daß Du eine so schreckliche Unwissenheit über Deinen Gott mit dem Anschein so vieler Aufrichtigkeit und Reinheit verbinden kannst?"

„Das Alles weiß ich nicht. Ich bin unter den Zigeunern aufgewachsen, aber ich gehöre nicht zu ihrem Stamm; ich kann nichts weiter sagen, als daß ich immer unter ihnen war, seit ich denken kann; aber in mir regt sich eine dunkle Erinnerung an andere Dinge, die mich oft heimsucht. Esther sagt, es sei Unsinn, und es wären nur Erinnerungen aus dem Feenlande, ich sei aus dem Feenlande gekommen. Als ich ein Kind war, glaubte ich es, jetzt aber, da ich ein Jüngling bin, will es mich nicht länger zufriedenstellen. Ich sehe ja um mich herum keine Spuren von solchen Wesen, die sie Feen nennen; wenn sie aber von Gott sprechen, wie

es einige unter ihnen manchmal thun, dann glaube ich seine Spuren zu sehen, aber ich kenne ihn nicht, und ich möchte ihn doch so gern kennen."

„Und ist denn Niemand in Deine Nähe gekommen während dieser ganzen Reihe von Jahren — wie viele sind es? funfzehn! — Niemand, der Dich über diese Dinge belehren konnte?"

„Ich habe stets unter meinem eignen Volk gelebt. Es ist nicht unsere Gewohnheit, uns viel unter die übrige Welt zu mischen. Nur einige unserer Männer verkehren mit derselben als Pferdehändler, als Kesselflicker oder Viehärzte; auch einige unserer Frauen, welche Heiltränke kochen und prophezeien; aber Esther hat sich niemals mit so etwas befaßt. Ich kann solche Gewerbe nicht leiden, eben so wenig wie die Leute, mit welchen ich dadurch bekannt geworden wäre. Und dann war Esther immer so unglücklich, wenn ich von ihr fortging, daß es mir unmöglich wurde, sie zu verlassen."

„Bist Du denn nie in einer Kirche gewesen? Nein — das läßt sich denken; aber hast Du denn nie das Wort Gottes von denen predigen hören, die, von Entsetzen ergriffen über den schrecklichen Verfall, worin solche Elende leben, von denen Du sprichst, hingehen und ihre Stimme in der Wüste ertönen lassen?"

„Ich verstehe Euch nicht recht. Meint Ihr vielleicht die Feldprediger? Ich hörte unter meinem Volk von ihnen sprechen, aber ich habe nie einen von ihnen gesehen. Das Volk, unter dem ich lebe, verspottet solche Dinge."

„Du aber hast sie niemals verspottet."

„Nein, ich scheute mich zu spotten — ich haßte den Spott — denn spotten über die tiefen, dunklen Geheimnisse um mich her schien mir zu abscheulich. Ich würde mir wie ein Thier vorgekommen sein, wenn ich gleichgültig gegen den großen Gedanken geblieben wäre, ich fühlte anders als die Uebrigen. Jener Gedanke beängstigte mein Gemüth; es war eine schwere Last, die ich nicht abzuwälzen vermochte; ich

hätte es auch nicht gethan, selbst wenn ich es gekonnt hätte; es war eine Hoffnung darin, eine Art Vorahnung von dem, was in meiner Seele ruhte und mir sagte, es könne nicht immer so mit mir bleiben, es sei auch ganz gewiß nicht immer so mit mir gewesen. Ach, Sir, in meiner Erinnerung schwebt vor mir das Lichtbild einer schönen weißgekleideten Engelsgestalt, mit langen, fliegenden goldnen Locken und dunkelblauen Augen, so schön wie der Himmel über uns. Ich saß auf ihrem Schooß, und meine Hände ruhten in den ihrigen. Und ich weiß noch die Worte, die sie mich sprechen lehrte: Unser Vater, der Du bist im Himmel! — Vergebens bemüht sich Esther, mir einzureden, daß dies Alles nur Einbildung sei. Kein anderer von meinen Kameraden hat solche Einbildungen."

„Wunderbar! wunderbar! Deine Wege gehen durch das tiefe Meer und Deine Fußpfade durch die weiten Gewässer. Geheimnißvoll sind Deine Thaten, o Herr! das weiß meine Seele sehr wohl."

„Sir!"

„Ich will Dich nicht verlassen, noch versäumen. Ich will Deine vaterlosen Kinder nicht verlassen, ich will ihnen beistehen."

„Sir! Ich verstehe Euch nicht —"

„Nein, nein; das kannst Du nicht, aber Du kannst es doch. Du sagst, daß Du Ihn wahrgenommen hast, obgleich Er verborgen war; daß ein Strahl aus den Vorhöfen Seiner Herrlichkeit Dich getroffen hat, als er an Dir vorüber ging."

„Ich fasse nicht genau, was Eure Worte ausdrücken sollen, aber sie üben eine sonderbare Macht über mich aus. Ach, Sir! ich bin ein armer, verlorner, unwissender Knabe. Wollt Ihr nicht so gütig sein, so zu sprechen, daß ich Euch verstehen kann?"

„Ich habe Unrecht, großes Unrecht, daß ich auf solche Weise zu Dir rede. Ja, junger Mann, ich will deutlich

sprechen, ich will Dir eine Botschaft verkünden, die Dir große Freude bereiten soll."

Und wie Philippus das Evangelium den Verschnittenen predigte, so öffnete dieser Mann seinen Mund und verkündete dem erstaunten, athemlos und mit ganzer Seele Lauschenden in einfachen Reden das göttliche Wort.

Ich verzweifle daran, dies irgend Jemand glaublich zu machen. Es erfordert viel Nachdenken, viel Uebung jener köstlichen Gabe der Einbildungskraft, die uns fähig macht, aus uns selbst gleichsam herauszugehen und uns in die Stelle eines Andern zu versetzen, um begreifen zu können, welchen Eindruck diese frohe Botschaft auf eine Seele in solchem Zustande wirklich hervorbrachte.

Es war keine grobgeartete, verthierte, versunkene Seele, in welche diese Botschaft, wenn sie überhaupt zu ihr gelangt, mit sehr gebrochener Kraft eindringt; sondern die Seele, um die es sich hier handelt, war von der Natur mit den höchsten Fähigkeiten des Wahrnehmens und Nachdenkens, der Ueberlegung und Einbildungskraft ausgestattet worden und hatte lange Zeit in einem Labyrinth dunkler und verworrener Gedanken gelebt.

Woher war er gekommen? Er erhielt Antwort darauf. Was war seine Bestimmung? Es wurde ihm Antwort. Woher entsprangen alle diese herrlichen Gebilde der Natur rings um ihn her, für deren Lieblichkeit er einen so offnen Sinn und so viel Gefühl besaß? Und warum und wozu? — warum geschah dies, und was bezweckte jenes? — Alles wurde ihm beantwortet.

Die Erklärungen dieser Fragen, die der einfache Christ ihm gab, der sich berufen fühlte, den Schatz seiner Hoffnungen und seines Vertrauens vor dem eifrigen Zuhörer zu erschließen, waren für diesen vollkommen ausreichend. Für seine einfachen Begriffe und seine natürliche Auffassung der Dinge war Alles, was er hörte, so vollkommen in Uebereinstimmung mit dem, was er gefühlt und gesehen,

daß es mit der Kraft der unzweifelhaften Wahrhaftigkeit auf seine Seele einwirkte.

Und gewaltig war die Veränderung, die in ihm vorging; als wäre er ganz neu geboren worden! Ein plötzlicher Uebergang in ein neues Dasein, in eine neue Welt — so neu für ihn, wie wenn der Säugling zuerst in das Leben dieser Welt eintritt.

Alles um ihn her hatte sich verändert — jedes Verhältniß, jede Wahrnehmung eine andere Gestalt angenommen; denn das Element selbst, in welchem alle diese Dinge sich befanden, war nicht mehr dasselbe. Er hörte von einem moralischen, von einem geistigen Leben, von einem anderen, neuen Leben nach dem Tode — welches ewig dauern sollte; von unsichtbaren, aber doch gegenwärtigen und bis zu einem gewissen Grade auch wahrzunehmenden Wesen — die in Herrlichkeit und Güte wohlwollend und schützend über uns walteten! Er hörte von einem Lebenswandel, den man führen, von einem Gehorsam, den man leisten müsse; von einer Zeit, über welche Rechenschaft abzulegen, von Gutem und Großem, was zu vollbringen sei.

Sein Geist schien völlig überwältigt von den ihm zuströmenden neuen Ideen. Er konnte kaum athmen; er war fast wie ein Todter; die heftige Gemüthsbewegung machte ihn bleich und starr; sein Herz stand still vor Eifer und Spannung. Die herrlichen Wunder, die mit dem Fallen des Vorhangs sich vor ihm enthüllten, schienen zu glanzvoll für den sterblichen Sinn. Ein Taumel der Wonne ergriff ihn. Für sein junges Herz, das von den Eindrücken der ihn umgebenden großen Natur genährt war, gab es keinen Zweifel und keine Schwierigkeit. Er hatte Antwort auf alle seine Fragen erhalten; das Ziel all' seines Suchens und Strebens war gefunden, der dunkle Drang in seinem Innern befriedigt. Alles war vollkommen, Alles harmonisch, Alles vernünftig für seinen natürlich klaren Verstand.

Noch zu zweifeln, daß das große Problem gelöst, die

rechte Antwort gegeben sei, würde ihm als der thörichtste Unsinn erschienen sein. Er hatte durch innere Anschauung eine eben so feste Gewißheit davon, daß er den richtigen Aufschluß über die große Frage erhalten habe, als wäre ihm die unumstößliche Lösung einer mathematischen Aufgabe auseinandergesetzt worden.

Funfzehntes Kapitel.

„Verlaßt mich nicht — verlaßt mich nicht! Kommt mit mir zu den Zelten meiner armen Zigeuner-Brüder und erzählt ihnen, was Ihr mir erzählt habt, O, Ihr könnt nicht glauben, wie sehr — wie sehr uns Allen ein solcher Lehrer Noth thut, wie Ihr es seid!"

„Ich kann Dich nicht begleiten," und als er so sprach, erbleichte er plötzlich, und schmerzliche Erinnerungen schienen ihn zu beunruhigen. „Nein, nein, ich kann Dir nicht folgen, meine Pflicht ruft mich auf andere Pfade. Und doch," — schalt er auf sich selbst — „warum sprach ich so? Habe ich mich nicht ihm geweiht? Verlangt nicht mein Gelübde, daß ich dahin gehe, wo ich am nöthigsten bin? Doch aber besorge ich, junger Mann, daß diese rauhen Männer, von welchen Du sprichst, mich verhöhnen und verspotten würden, wenn ich käme — vielleicht würden sie den einen Menschen wie mich mißhandeln, wenn er es sich herausnähme, vom ewigen Leben zu ihnen zu reden. Ich — ich — was bin ich denn, daß meine Kraft ausreichen sollte, das Werk des Herrn unter ihnen zu fördern?"

„Kommt mit mir und sagt ihnen, was Ihr mir gesagt habt."

Der Mann schien zu zaudern.

„Ihr werdet uns nicht so verlassen," bat Charlie. „Was

soll aus mir werden, wenn Ihr fortgehet und mich verlasset? Mit diesen neuen Gedanken, die eben erst in meine Seele gedrungen sind und die ich in mir nicht würde zu befestigen wissen, scheinen bereits Tausende von Fragen aufzusteigen, die Eure Worte hervorgerufen haben und die dringend nach Antwort verlangen."

„Du sollst etwas erhalten, das Dir Antwort auf Alles geben wird."

Er zog mehrere Bücher aus einer kleinen Reisetasche heraus, die neben ihm auf dem Grase lag, nahm eine Bibel heraus, die ganz einfach und gewöhnlich gebunden war, und reichte sie ihm hin.

„Das wird Dich hinreichend weise zur Seligkeit machen."

„O weh, ich kann ja nicht lesen."

„Nicht lesen?"

„Nein! Die Blätter der gedruckten Bücher sind für mich unverständlich."

„Wodurch hast Du denn aber gelernt so zu denken und zu sprechen, wie Du es thust?"

„Das weiß ich nicht. Einige Worte gefallen mir, und ich gebrauche sie; andere mißfallen mir, und ich bediene mich ihrer nicht. Die Frau, die bei mir Mutterstelle vertritt, hat zuweilen eine ganz erhabene Ausdrucksweise. Ich lerne von ihr."

„Du möchtest wohl gern lesen lernen?"

„Wenn Bücher solche Dinge enthalten, wie Ihr mir erzählt habt, o ja, aber ich habe noch kein Bedürfniß nach Büchern gefühlt."

„Merke auf, und Du wirst hören, wie Bücher sprechen."

Er schlug das Buch auf und las in dem Evangelium St. Johannis die Rede am Abend vor der Kreuzigung.

„Lehret mich lesen! Gebt mir das Buch!"

„Du wirst es bald erlernen — laß uns jetzt den Anfang machen. Sieh, die Sonne ist noch nicht hinter die Berggipfel hinabgesunken. Es sind noch fast zwei Stunden,

bis das Thal in tiefen Schatten gehüllt ist. Setze Dich zu mir und laß uns beginnen."

Man wird sich nicht denken, daß hier in der gewöhnlichen Art mit Buchstabiren angefangen wurde. Die Fassungskraft des Zöglings war rasch, verständig, fein und scharf, und so war auch in zwei Stunden viel gethan.

Eine neue Welt der Wunder that sich vor Charlie's Blicken auf.

Es giebt vielleicht keine größere geistige Freude, als die, welche man in dem Augenblick empfindet, wenn aus geschriebenen Zeichen, über die man lange gebrütet hat, und die nur wie häßliche und verwirrte Punkte und Linien erschienen, plötzlich Leben und Verständniß hervorbricht. Von allen Künsten der Zauberei und des Magnetismus, die ich je kannte oder schildern hörte, scheint mir nichts so wunderbar als die geheimnißvolle Verbindung zwischen dem äußeren geschriebenen und dem inneren lebendigen Wort, und je mehr ich darüber nachdenke, desto wunderbarer scheint es mir.

Die Sonne war nun schon lange hinter den Bergen, und dunkle Schatten lagerten auf dem engen Thal, und auf dem kleinen Teich mit den Erlen; aber die Dämmerung war sanft und klar, und hier und da trat ein Stern glänzend am Himmel hervor, als der Reisende das Buch schloß, von seinem Sitz aufstand und sein Ränzel schnürte, um aufzubrechen.

Während er damit beschäftigt war, stand der junge Mann nachdenkend neben ihm. Tiefe Gedanken und tiefe Trauer spiegelten sich auf seinem Angesicht.

„Lebe wohl!" rief ihm der Reisende zu, indem er ihm die Hand reichte, „Wann treffen wir uns wieder zu einer Lection?"

„Nein, Ihr geht nicht fort!" erwiederte Charlie, aus seinen Träumereien auffahrend. „Ihr könnt nicht so fortgehen und uns Alle verlassen. Ihr werdet eine Weile bei uns bleiben und diese armen, beklagenswerthen Geschöpfe

lehren, was Ihr mich gelehrt habt. O, Ihr könnt Euch gar nicht vorstellen, wie nöthig sie es haben!"

„Jetzt nicht — mein Pfad führt einen anderen Weg. Junger Mann, Du sprichst nicht mit Einem, der gehen kann, wohin er will, sondern der vorwärts getrieben wird, er mag wollen oder nicht. Ich gehe nicht, wohin mein Wunsch mich leitet, sondern wohin ich gehen muß; denn thue ich dies willig, so ist es gut, wo nicht, dann wehe mir!"

Der Jüngling sah ihn an, als ob er nicht verstände, als ob er noch auf weitere Aufklärung warte.

„Soll ich es ihm sagen? Muß ich auch ihm es sagen?" rief der Mann mit leidenschaftlicher Heftigkeit. „Darf ich die schreckliche Geschichte vor Niemand verborgen halten? O, Du elender, elender Mensch!" fuhr er in äußerster Aufregung fort, „und steht es immer noch so mit Dir, willst Du, erbärmlicher Wicht, immer noch, willst Du beständig Dich weigern, zu erzählen, was der Herr für Dich gethan? Dich weigern, um diesen armen, von Scham aufgeriebenen Wangen ein fieberhaftes Erröthen mehr zu ersparen! Kind, Du hältst mich, ich darf es wohl glauben, für einen guten Menschen," sagte er nun, indem er plötzlich sich umwandte und dem Jüngling kühn in's Gesicht sah, „Du täuschest Dich! Die Erde trägt keinen schwärzeren Verbrecher, als ich es bin."

Erschreckt und erblassend fuhr der junge Mann zurück, es schien ihn furchtbar zu erschüttern und zu verwirren.

„Du dachtest," sagte der Andere mit bitterem Ton, „weil Du mich hier Psalmen vor mich hin singen fandest, ich sei wenigstens Mensch wie Du — ein reines Lamm von Christi Heerde, wie Du es stets gewesen; zwar noch nicht berufen, aber bereit, jederzeit bereit, sobald die Stimme des Meisters Dich riefe. Doch ich! was war ich! — auch eines von seinen Lämmern — auch eines von ihnen! aber jenes eine, welches der gütige Meister aufsuchte, als es sich verirrt hatte — verirrt in der Wildniß. Es war verloren, aber es hat sich wiedergefunden. Und darum — darum!" rief er, und sein abgezehrtes Antlitz

erglühte plötzlich wie Feuer, sein Auge leuchtete von wilder Begeisterung, „und darum will ich seinen Ruhm und meine Schande verkünden — meine Schande! Ja, ja — aber jetzt nicht — jetzt nicht — nein, ein anderes Mal. Jetzt vermag ich es nicht."

Und der Ton seiner Stimme, seine ganze Haltung trug von neuem den Ausdruck der Verzweiflung. Nach einer Weile schien er wieder zu sich zu kommen und fuhr also fort:

„Ja, ja, Dein Volk — Dein Stamm hält sich hier auf, nicht wahr? — Dein Volk ist so gewöhnt, auf dunklen Pfaden einherzugehen, daß es sicher die meisten von denen kennen muß, die eben da gewandelt sind. Ich möchte nicht von ihnen wiedererkannt werden. Es könnten mich vielleicht einige von ihnen kennen. Nein, nein — besser, es geschieht nicht. Dir will ich es sagen; Du sollst Alles erfahren. Meine Seele fühlt sich zu Dir hingezogen wie David zu Jonathan. Ich möchte Deine Liebe und Deine Achtung gewinnen — Dein geliebter Lehrer in Christo werden — ich sehne mich danach — aber nein, nein — ich will selbst um diesen Preis kein Heuchler sein. Es ist bitter, aber bitter oder nicht, es muß geschehen."

„Kind — Kind — doch vielleicht!" und wieder flammte ein Freudenstrahl in seinen Augen auf, der aber in die tiefste Schwermuth überging, als er sagte: „Nein, nein — was gethan ist, das bleibt gethan." Dann überkam ihn von neuem ein Anflug von Begeisterung, und er rief: „Aber Dank sei Gott, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum! Dank und Preis und Ehre sei allezeit dem Lamme dargebracht; unsere Kleider sind weiß gewaschen in Seinem Blute."

Er nahm seine Sachen hastig und eilfertig zusammen, während er immer so fort sprach mit wilder und krampfhafter Betonung. Als er zu Ende war und sich anschickte, seinen Weg weiter zu wandern, bückte er sich nieder, schöpfte etwas Wasser aus dem kleinen Teiche und benetzte damit

seine Schläfe und sein Angesicht. Die Aufregung seiner Lebensgeister, die sich fast bis zum Wahnsinn gesteigert hatte, schien nachzulassen, er ergriff die Hand des Jünglings und sagte viel ruhiger:

„Du begreifst wohl, daß ich Gründe habe, lieber nicht mit Dir zu gehen; es möchten mich einige von ihnen kennen, und wenn dies der Fall wäre, so würden meine Worte eher Schlimmes als Gutes bewirken; sie würden wie abscheulicher Spott und wie Gotteslästerung in ihren Ohren klingen. Ich muß jetzt meine Reise fortsetzen, meine Pflicht ruft mich in das Gefängniß der Grafschaft. Die Gefangenen kennen sehr wohl mein Angesicht, und einige derselben sogar meine Geschichte; ich bin für sie ein lebendes Beispiel von der Macht Gottes; sie erkennen mich dafür an, denn sie wissen Alles. Wenn Dein Volk vielleicht nur einen Theil davon kennt, so würden sie das Uebrige nicht glauben wollen. Du mußt unter sie treten, nicht ich. Komm morgen wieder hierher. Du sollst lesen lernen. Ich werde mich einige Wochen in dieser Gegend aufhalten, um Dich zu unterrichten. Dann magst Du hingehen, als ein würdiger Bote Gottes, und Seine heilige Botschaft den armen Elenden verkündigen, aus deren schrecklicher Versunkenheit Du so wunderbar erweckt wurdest."

Erstaunen und Zweifel spiegelte sich in den Augen des jungen Mannes; er schien das Gesagte noch nicht recht zu fassen, doch flammte sein Antlitz. Er hatte das Schicksal seiner Umgebungen so sehr beklagt, er war zu einer so lebhaften Erkenntniß ihrer Bedürfnisse und ihres Elends erweckt worden, daß der Gedanke, unter sie zu treten, ihnen beizustehen und sie aufzuklären durch die frohe Botschaft, die er selbst kennen gelernt, sein Herz mit einem Entzücken erfüllte, welches er kaum zu fassen vermochte.

Diese neuen Vorstellungen, von denen seine Seele voll war, und die so ganz für seinen Geist zu passen schienen,

weil seine Natur so bewunderungswürdig war, sie in sich aufzunehmen, diese erweiterten Aussichten, diese edlen Hoffnungen, diesen glorreichen Beruf, wie sehnte er sich, die große Botschaft von alledem seinen armen verlorenen wilden Kameraden mitzutheilen, denn er befand sich noch in einer glücklichen Unwissenheit über ihr ganz verschieden geartetes Temperament, er ahnte nicht, daß etwas, was seiner Natur so eng verwandt war, für die ihrige als ein fremdes widerstrebendes Element sich zeigen könne.

„Lebe wohl bis auf Wiedersehen," sagte der Mann und reichte ihm die Hand zum Abschiede.

Aber Charlie hielt ihn noch an der Hand fest und blickte ihm sehnsuchtsvoll in's Antlitz.

„Nach dem Gefängniß! Hörte ich Euch nicht sagen, Ihr ginget nach dem Gefängniß der Grafschaft?"

„Ja; das ist mein erster Ruhepunkt."

„Ich habe einen Freund darin. Er sitzt wegen eines Einbruchs gefangen; und dann war auch ein Todesfall — ein Mord — "

Die Hand, mit der er ihn angefaßt hatte, fing an heftig zu zittern und zu beben, als er das schreckliche Wort herausgestoßen hatte. Der Fremdling erbleichte, sein Gesicht wurde von jener Bläſſe überzogen, die aus einem plötzlichen Herzweh entspringt.

„Laß mich gehen, laß mich gehen," rief er voll Unmuth; weshalb hältst Du mich noch länger hier fest? Laß mich gehen! Was hast Du Dir gedacht, daß Du dieses gräßliche Wort gebrauchen konntest? O, o! daß doch der Wurm nimmer stirbt; das Feuer nie zu löschen ist! Es kommt wieder! es kommt wieder! aber jetzt ist ja Friede. Nun wohl, Dein Freund hat also einen Mord begangen, hat er?" Darauf fügte er mit sonderbar bitterem Ton hinzu: „Und da kannst Du ihm keinen Passenderen senden, als mich? Nicht wahr? Keinen Passenderen?"

„Nein, nein, er hat den Mord nicht begangen. Der arme Bursche! er konnte keiner Fliege wehe thun — der große, rauhe, starke Ben, so rauh er auch war, er konnte doch keiner Fliege wehe thun; aber er hatte sich unter eine abscheuliche Bande gemischt, blos einer Frau zu Gefallen. Er ist des Einbruchs schuldig und steht im Verdachte des Mordes. Der arme Bursche sitzt dort gefangen unter anderen Verbrechern, die viel schlechter sind, als er jemals war, aber sie haben vielleicht keine Schuld begangen, auf welche die Todesstrafe steht. Da sind sie nun bei einander, alt und jung, und spotten und fluchen, und lästern und schwatzen; o! das Haar sträubt sich einem auf dem Kopfe, wenn man das Alles mit anhören muß; ach, Sir, und der arme Bursche sieht aus, wie ein unschuldiges, dummes Kalb, das unwissentlich einen niedergestoßen und verletzt hat, ohne sich dabei etwas Böses zu denken; so sieht er aus und ist auch wirklich mehr einem solchen Thiere ähnlich, als irgend etwas Anderem. Er ist nicht einer von den Spöttern um ihn her, die sehr wohl wissen, was sie sind und was sie thun. Euer Herz wird Euch bluten, wenn Ihr den armen Burschen erblickt, der aussieht, wie ein großes Kind, das erstaunt ist, sich an diesem Ort zu finden, und der noch mehr darüber sich verwundert, daß er ein Verbrecher, ein Räuber, ein Dieb und ein Gefährte von Mördern sein soll. Er weiß nicht mehr davon, als ein kleines Bübchen, wie das Alles zugegangen ist, aber ein Weib hat ihn dazu überredet. Ach, Sir, was das für ein schlechtes Weib ist! aber er liebt sie so sehr, er könnte ihr sein Herz vor die Füße legen, damit sie darauf träte, und er würde jeden Tag willig sein Leben für sie hingeben."

„Und Du wünschest, daß ich den Menschen sehen und mit ihm reden soll. Hast Du eine Muthmaßung, daß ich von allen Menschen auf Erden der Geeignetste bin, um einen Mörder zu besuchen und ihm das Wort Gottes zu predigen?"

Der wilde Ausdruck seiner Augen kehrte wieder.

„Nein, Sir, Ihr kommt mir nur so bereitwillig vor, Jemanden etwas Gutes zu erweisen, und vor Allem einen armen Unwissenden zu belehren, und der unglückliche Bursche, der Dick-Ben, bedarf Eurer Hülfe so sehr."

„Er soll sie haben; ja, alle Hülfe, die ich ihm gewähren kann — alle Hülfe, die ein Elender, einst Verlorener, wie ich selbst, ihm gewähren kann."

Sein Gemüth war noch beunruhigt; er fühlte das selbst und bückte sich wieder und benetzte seine Stirn mit Wasser. Das schien ihn, wie früher, zu stärken; er schnallte seine Reisetasche um seine Schultern und gab Charlie das Versprechen, seinen Freund am nächsten Tage zu besuchen; den darauf folgenden Tag wollte er gegen Abend wieder an denselben Ort, wo sie sich jetzt befanden, zurückkehren und seinen Leseunterricht wiederholen.

„Zuerst mußt Du lesen lernen," sagte er und sprach nun so ruhig und so vernünftig wie jeder andere Mensch. „Das ist unumgänglich nöthig, bevor Du an das Tagewerk gehen kannst, wozu der Herr Dich bestimmt zu haben scheint. Seine Schätze liegen verborgen in dem Schmuckkästchen geschriebener Worte, und wir müssen den Schlüssel besitzen, wenn wir diese reichen Güter vertheilen wollen. Komm also übermorgen wieder, und vielleicht — vielleicht finde ich Hülfe, da ich es redlich meine! vielleicht werde ich zu einer oder der andern Zeit den Muth haben — wohlan denn, — gute Nacht, gute Nacht."

Und wieder drückte er dem Jüngling die Hand, ging dann langsam und gedankenvoll weiter und richtete seine Schritte nach der Gegend hin, in welcher der Hauptort der Grafschaft belegen war.

So schieden sie, und der Knabe kehrte nach Hause zurück. Es war spät geworden, und wie er aus dem Thal heraufstieg und der Höhe des Abhanges näher kam, sah er die

offenen Niederungen und die zu beiden Seiten sich hinstreckenden Hügel in ihrer ganzen Weite vor sich liegen wie ein unendliches Meer; die wilde Gegend schlief ruhig und still in dem Dämmerlicht, das sie umfloß, denn die Nacht war ungewöhnlich klar, und der Himmel funkelte von dem lebendigen Geflimmer der über ihn ausgesäeten Sterne, die hell und glänzend wie ein Heer von Sonnen leuchteten.

Gerade vor ihm, wie er die Bergwand hinanstieg und nach Süden blickte, stand das prächtige Gestirn des Orion mit seinen schimmernden Lichtern, ein Planet oder eine glitzernd strahlende Sonne an jeder Seite. Ein majestätisches Schauspiel!

Ganz erfüllt von seinen neuen Ideen, schaute der Jüngling aufwärts und bebte vor Ehrfurcht; es war ihm, als wollte seine Seele den Körper sprengen. Dies weite Himmelsgewölbe über ihm mit den lebendigen Augen, und die schlafende Welt da unten, Hügel auf Hügel, im milden Zwielicht verschwimmend, welch' ein Anblick! Wäre seine Phantasie durch das Lesen von Dichterwerken genährt worden, er würde vielleicht an die folgenden Worte sich erinnert und sein Entzücken darin ausgeströmt haben:

Doch wo, Du mächt'ger Geist, deff' Schöpferwort
Dies All in's Leben rief — und sieh', es war! —
Wo soll Dich selbst ich suchen? Und wie darf ich,
Furchtbar Erhabner, Dich zu nennen wagen!
Hat Dich des Morgens helles Aug' geschaut?
Des leuchtenden Orions Schulter, ist sie
Der Schemel Deines Thrones?

Und wie dann sein Herz weicher wurde und erzitterte, als er tiefinnerlich die Wirklichkeit des großen Geheimnisses dieses furchtbar erhabnen Wesens fühlte, von dessen Majestät selbst die Unermeßlichkeit des gestirnten Himmels nur eine schwache Ahnung giebt, da hätte er fortfahrend ausrufen können:

O, sieh' barmherzig auf den Irrenden herab,
Nicht im Gewande Deines Schreckens,
Nicht mit dem Blitz gewaffnet, der auf Sinai
Herniederfuhr, die Schuld zu rächen
Des Volks, deß' Stämme sich Entsetzens voll zerstreuten!
O, sprich mit mild'rer Stimme, sprich mit sanftem Wort
Dem schuld'gen Herzen Tröstung zu,
Das sich voll banger Scham nach seinem Schöpfer sehnt.

Die Feuer waren erloschen, das Lager in tiefe Ruhe gehüllt, als Charlie in dasselbe eintrat. Da lagen sie umher zerstreut, die rohen Hütten, unter den hohen Ulmen, die ihre Wipfel zum Sternenhimmel erhoben. Ein Hund, der plötzlich laut aufbellte, aber mit wohlgefälligem leisen Knurren sich schnell wieder hinlegte, als er den Kommenden erkannte, war das einzige Wesen, das ihn begrüßte. Er ging nach dem Zelt seiner Pflegemutter, welches etwas abseits von den anderen stand; er hatte gehofft, sie würde schon schlafen, aber sie wachte noch, seiner harrend. Sie saß an der Erde, mit dem Rücken gegen die Thür des Zeltes gekehrt, ihr Auge nach dem Planeten Jupiter hingewendet, der seinen vollen Schein auf sie warf.

„Du kommst sehr spät zurück, Charlie," begann sie, indem sie ihr Haupt in die Höhe richtete und ihn ansah, ohne im Uebrigen ihre Stellung zu verändern. „Wo warst Du denn so lange? Etwa im Gefängniß? Es ist recht, seiner Freunde zu gedenken, wenn sie im Unglück sind, aber Alles hat seine Zeit, und auch der Freunde daheim darf man nicht vergessen."

„Ich war nicht im Gefängniß. Heute ist kein Tag, wo ich Einlaß erhalten hätte."

„Wo warst Du denn also, daß Du so spät ausgeblieben bist? Das ist nicht recht von Dir, Charlie. Esther sitzt hier allein und schaut nach dem reinen Stern dort, bis seine Weiße ihr in die Seele zu brennen scheint; nicht damit sie ebenfalls weiß werde, sondern um ihr zu zeigen, wie ab-

scheulich ihre Schwärze und Häßlichkeit ist. Esther's Seele ist im Erlöschen, mein Charlie; sie flackert auf und nieder wie eine ausbrennende Lampe, und das Oel wird bald erschöpft sein. Du solltest mich jetzt nicht so lange allein lassen, mein Junge, denn mein Herz ist matt, sehr matt. Manchmal, wenn Du nicht zur gewöhnlichen Zeit zurück bist, denke ich, Du wirst gar nicht wiederkommen, und dann! Ach, Du solltest Esther nicht so betrüben. Sie hat genug getragen; der Gedanke aber, o, der ist der Tod für sie! Du solltest das nicht thun, Charlie."

Während sie in solche Klagen sich ergoß, die in wildem, halb melodischem Ton von ihren Lippen strömten, hatte er sich neben sie hingesetzt und ihre abgemagerte, ganz welke und dadurch fast schwarz gewordene Hand freundlich in die seine geschlossen, worauf er mit besänftigendem Zureden zu ihr sagte:

„Mütterchen muß sich nicht darüber härmen, daß ich diesmal so lange geblieben bin, sie hat auch gar keinen Grund, sich zu beunruhigen. Habe ich ihr nicht versprochen, daß ich sie nie, niemals verlassen will? Das sei ihr Trost. Nein, nein, Du mußt Dir keine Sorge machen, lieb' Mütterchen, wenn ich auch künftig mich öfter entferne; ich bin ja nun kein Knabe mehr, also muß ich frischauf sein und etwas thun und leisten."

„Kein Knabe, nein, freilich kein Knabe mehr!" sagte sie, zu ihm gewendet, und strich ihm sanft sein schönes Haar. „Nein, nein, der kleine Engelsknabe ist zum Mann geworden. Er kann nun hier nicht länger bleiben, er kann nicht. Der Schmetterling durchbricht seine Hülle, hat sie schon durchbrochen. Aber laß mich nur erst sterben, laß mich erst sterben! Und nun sage mir, wo Du gewesen bist," fügte sie mit plötzlich veränderten Tone hinzu.

„Ueber die Berge, nach der anderen Seite hinüber und dann hinab in eines der tiefen Thäler, wo ich noch nie

gewesen war; und da traf ich einen Mann — einen Reisenden — mit dem habe ich die Zeit hingebracht."

„Einen Mann! einen Reisenden! Auf der Wanderung? Einen von unseren Leuten?"

„Nein, keinen von unseren Leuten."

„Und wie kamst Du in's Gespräch mit ihm? Es sind schlechte, schlechte Menschen, diese Gorgio's. Du thust besser, wenn Du für Dich allein bleibst und zu unserem Stamme Dich hältst."

„Nein, Mütterchen, da hast Du nicht recht. Es ist nicht mehr das Beste für mich, wenn ich für mich allein bleibe; und was meinen Stamm betrifft, von dem kann ich nichts lernen. Der Mann, dem ich begegnete, war ganz einfach gekleidet, nicht so wie die Gorgio's sich kleiden, die Du verachtest, sondern weit mehr so wie einer der Unsrigen. Er hatte eine Reisetasche neben sich und saß am Ufer eines kleinen einsamen Teiches, ganz allein und singend."

„Singend! Was konnte er denn singen? Irgend ein Narrenlied oder so etwas, worauf man besser nicht hinhört."

„Dankeslieder für Den dort oben, der ihn geschaffen hat und Dich und mich und uns Alle, und der uns alle hört."

„Dummes Zeug! Ein wandernder Pfaff — ein Evangeliums-Händler. Was konnte der Dir Gutes erzeigen?"

„O, sehr viel: er sprach zu mir von hohen Dingen, die ich Dir alle wiedererzählen kann, wenn Du mir zuhören willst."

„Erzählen, erzählen! Es wäre Zeitverschwendung, mir davon zu erzählen," sagte sie kopfschüttelnd. „Was hat er Dir denn sonst noch für schöne Sachen erzählt?"

„Er gab mir dies und sagte mir, ich müsse es lesen. Ich lerne jetzt darin lesen."

„Ein Buch! — laß sehen, gieb es mir. Und er will Dich lesen lehren! O! ich sehe, ich sehe — ich lese, ich lese. Die Stunde ist gekommen; bald, bald ist sie da. Erst aber

muß ich todt sein! erst muß ich todt sein! erst will ich todt sein! denn ihn verlieren — das ertrage ich nicht, nein, das kann ich nicht ertragen. Er will Dich lesen lehren, sagst Du? einen Gelehrten aus Dir machen? Ja, ja, ich weiß — ich weiß. Es ist recht gut — recht gut! Ja!" rief sie und sah ihn mit ihren großen, fieberglühenden Augen leidenschaftlich an; „ja, ich weiß, ich weiß. Er soll nicht beschämt in die vornehmen Gemächer eintreten; nein, das darf er nicht. Wenn die Zeit kömmt, dann werden sie glauben, er sei ein armer, unwissender, verdummter Bursche — ein Thier! ein wildes Thier! Nicht doch. O, so hat ihn die freie Luft, so haben ihn die wilden Höhen nicht auferzogen; aber unwissend ist er, unwissend! Er hat nichts von ihren schönen Künsten, nichts von ihrem Bücherkram gelernt, worauf sie sich so viel einbilden; nichts davon, gar nichts. Ha! ha! ha! lesen muß er doch gelernt haben!"

„Es ist gut," so schloß sie ihren leidenschaftlichen Ausruf, „der Mann will Dich lesen lehren, sagst Du? so gehe zu ihm und lerne. Lerne gut und lerne schnell; denn Esther's Lebensfaden ist bald abgesponnen; und wenn der zu Ende ist, dann sollst Du etwas erfahren. Ja, wenn Alles vorüber ist," — dabei drückte sie ihre Hand an die Brust, wo der kleine Handschuh in dem Säckchen verborgen steckte — „dann müssen wir den Vorhang aufrollen und Geheimnisse an's Licht ziehen, und — o! daß ich leben könnte, um das Ende zu schauen. Aber sie würden ihn mir ja entreißen!"

Druck von J. Draeger in Berlin, Adlerstr. 9